Münster.1932.№ 6

# Untersuchungen über die Entwicklung weiblicher Interessen auf Grund von Selbstdarstellungen

Inaugural - Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

der Hohen Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät

der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster

vorgelegt von

Elisabeth Fischell

aus Gelsenkirchen

1 9 3 2

Druck von Ferdinand Schöningh / Paderborn

Tag der mündlichen Prüfung: 25. Juni 1931.

Dekan: Herr Prof. Dr. R. Schmidt.

Referent: Herr Prof. Dr. Kabitz.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

# Inhalt.

Seite

I. Kapitel: Aufgabe, Quellenmaterial und die methodischen Gesichtspunkte der Bearbeitung . . . . . 5

II. Kapitel: Arten der Interessenentwicklung . . . . . 44

§ 1: Analyse von Selbstdarstellungen, die eine stetige Interessenentwicklung erkennen lassen . . . . 44

§ 2: Darstellung von Fällen, die Unstetigkeiten im Entwicklungsverlauf der Interessen zeigen . . . . 75

§ 3: Charakteristik der verschiedenen Interessenverhältnisse . . . . . 82

Schlußwort . . . . . 88

Literaturverzeichnis . . . . . 90

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41546201_0038

# I. Kapitel:

## Aufgabe, Quellenmaterial und die methodischen Gesichtspunkte der Bearbeitung.

Die bisherigen Untersuchungen namhafter Psychologen[1], allgemeine Entwicklungsstufen des Interesses aufzuzeigen, haben noch zu keinem befriedigenden Ergebnis geführt. Wir setzen

---

[1] Eduard Claparède (Kinderpsychologie und experimentelle Pädagogik. Übersetzt von Franz Hoffmann, Leipzig 1911, S. 178 ff.) unterscheidet in der Entwicklung des Interesses für die Zeit vom 1. bis 18. Lebensjahre drei Hauptstufen: 1. Das Stadium der Erwerbung, das die Perioden der perzeptiven, sprachlichen, intellektuellen und speziellen Interessen umfaßt, 2. das Stadium der Organisation, der Bewertung, die Zeit, in der Interessenzentren sich herauskristallisieren, 3. das Stadium der Produktion, in dem der Mensch sein Interesse in Taten bekundet.

Georg Grunwald (Pädagogische Psychologie. Berlin 1921, S. 84) untersucht die Zeit bis zum 21. Lebensjahr. Er stellt folgende Stufen auf: 1. Die Periode des Spielens, 2. die Periode der beginnenden ernsten Tätigkeit, in der das Kind, vor allem unter dem Einfluß der Schule, sein Interesse geistigen Arbeiten zuwendet, 3. die Periode der sozialen Eingliederung, in der für den Jugendlichen die menschliche Gesellschaft im Mittelpunkt seines Interesses steht.

Georg Kerschensteiner (Theorie der Bildung. Leipzig 1926, S. 295 f.) zerlegt die Zeit bis zum 24. Lebensjahr in vier Entwicklungsetappen: 1. Das Stadium, in dem das Interesse des Kindes sich vor allem starken äußeren Reizen zuwendet, 2. die Zeit, in der die Neigungen in der Hauptsache auf vitale Werte gerichtet sind, 3. die Periode des eigentlichen Knaben- und Mädchenalters, in der Interessen für praktische Arbeiten, daneben auch solche für geistige Güter, entstehen, 4. die Periode des Jünglings- und Jungfrauenalters, in der sich die Fähigkeit zum Erleben geistiger Werte aller Gattungen bildet.

Georg Lunk (Das Interesse. 2. Bd. Leipzig 1927, S. 60 ff.) kommt zu folgendem Ergebnis: 1. Die Periode der Subjektivierung, der egozentrischen Einstellung, 2. das Stadium der Objektivierung, in dem die Dinge realer, nüchterner als in der voraufgegangenen Entwicklungsstufe betrachtet werden, in dem das Interesse sich als Vorgang der Selektion zeigt, da es unter den Objekten eine bewußte Auswahl trifft, 3. die Zeit der Reflektion, in der das Interesse für das eigene seelische Leben, für den Mitmenschen und für die menschliche Gesellschaft erwacht.

uns mit diesen Versuchen hier nicht näher auseinander. Vorliegende Arbeit hat sich zur Aufgabe gestellt, in Selbstdarstellungen von Frauen den Entwicklungsprozeß ihrer Sonderinteressen zu verfolgen[1]. Durch Vertiefung in das autobiographische Material versuchte ich, Einsicht in den Verlauf einzelner Interessen zu gewinnen. Bei Darstellung meiner Beobachtungen bemühte ich mich, das Leben der einzelnen Frauengestalten in seiner Totalität zu erfassen. Aus dem seelischen Gesamtkomplex eines Menschen heraus können wir erst Ursprung und Entwicklung der einzelnen Interessen erklären. Um die Tatsachen, die die Autobiographien boten, psychologisch genügend auswerten zu können, mußten sie oft unter Verwendung von biographischem und ähnlichem Material ergänzt werden. Analyse und Vergleich der beobachteten Fälle ließen Unterschiede und Gleichartigkeiten in der Interessenentstehung und -entwicklung erkennen. Vor allem aber ergaben sich dort eine Reihe von bedeutenden Fragen, denen nachzugehen war, nämlich: wovon die Interessenentstehung im jugendlichen Menschen abhängig ist, welche Einflüsse ihre Entwicklung begünstigen oder stören, welche Arten des Interesses wir unterscheiden können, wo wir stetige Entwicklungen oder Störungen in der Entwicklungslinie oder Verbindungen von Interessen finden können und dergleichen mehr.

Nachdem wir Aufgabe und Ziele dieser Arbeit umschrieben haben, ist es zunächst nötig, sich über die Bedeutung des Wortes „Interesse" auszusprechen, in der wir es in dieser Abhandlung gebrauchen. Das Wort „Interesse" hat nämlich in unserer Sprache mannigfache Bedeutungen. Zur Geschichte des Wort-

---

[1] Ladislaus Nagy (Psychologie des kindlichen Interesses, in „Pädag. Monographien". 9. Bd. Leipzig 1912, S. 31 ff.) stellt folgende Entwicklungsstufen auf: 1. Die Periode des sinnlichen Interesses, in der das Kind sein Interesse auf alles lenkt, was durch Stärke des Reizes auf seine Sinne wirkt, 2. die Zeit des subjektiven Interesses, in der die Objekte das Interesse des Kindes nicht wegen des Wertes erregen, der ihnen anhaftet, sondern nur wegen der Bedeutung, die sie für das Kind haben, 3. das Stadium des objektiven Interesses, in dem die Dinge das Interesse vermöge ihres sachlichen Wertes wecken, 4. die Periode des stetigen Interesses, in der Interessenmittelpunkte sich bilden, 5. das Stadium des logischen Interesses, in dem das Interesse für den inneren Zusammenhang der Erscheinungen und Dinge geweckt wird.

Man versuchte auch, Entwicklungsstufen eines ganz bestimmten Interesses festzustellen. So wurden von Charlotte Bühler (Das Seelenleben des Jugendlichen. 5. Aufl. Jena 1929, S. 205 ff. und im Artikel „Kunst und Jugend". Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft. 20. Jahrg. 1926, S. 288 ff.) und Walter Quast (Die literarischen Neigungen im Kindes- und Jugendalter. Ztschr. für angewandte Psychologie. Bd. 21, Jahrg. 1923, S. 105—165) Beobachtungen über den Verlauf des literarischen Interesses angestellt.

gebrauches sei hingewiesen auf die Ausführungen bei Grimm[1], Heyne[2], Kluge[3], Paul[4], Weigand[5], Muret[6], Sachs-Villatte[7]. Diese legen dar, wie das Wort Interesse allmählich in die deutsche Sprache eindrang[8]. Wir nehmen es hier als Bezeichnung für

---

[1] Grimm, Jakob und Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 4, 2, Leipzig 1877, S. 2147.

[2] Heyne, Moritz: Deutsches Wörterbuch, 2. Bd. Leipzig 1892, S. 233/34.

[3] Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 10. Aufl. Berlin-Leipzig 1924, S. 230.

[4] Paul, Hermann: Deutsches Wörterbuch. 3. Aufl. Halle 1921, S. 269.

[5] Weigand, Fr. L. K. und Hirt, Hermann: Deutsches Wörterbuch. 1. Bd. 5. Aufl. Gießen 1909, S. 932.

[6] Muret, Ed.: Enzyklopädisches Wörterbuch der engl. und deutsch. Sprache. 1. Teil, englisch-deutsch, 1. Hälfte. Berlin 1891, S. 1162.

[7] Sachs-Villatte: Enzyklopädisches Wörterbuch der franz. und deutsch. Sprache. 1. Teil. Berlin 1908, S. 455.

[8] Interesse entstammt dem lateinischen interesse, das ursprünglich die Bedeutung von Dazwischensein, Dabeisein gehabt hat. In der Bedeutung von Dabeisein wurde das Wort auch im übertragenen Sinne gebraucht und bezeichnete dann eine geistige Anteilnahme. Der unpersönliche Gebrauch von interesse, nämlich: interest, war für die spätere Sprachentwicklung vor allem maßgebend. Interest bedeutet: es ist wichtig, es liegt daran, es ist daran gelegen, z. B. mea interest = es ist für mich wichtig. Als Substantiv findet sich Interesse im Lateinischen nicht.

Im Französischen bedeutete intérêt, das dem Lateinischen entnommen wurde, zunächst entgangener Nutzen, Schaden. Der Zusammenhang von Schaden und interest = es ist von Wichtigkeit ist verständlich; denn für mich ist von Bedeutung, sowohl was mir förderlich als auch was mir schädlich ist, nämlich das Nützliche, um es herbeizuführen, das Schädliche, um es abzuhalten. Seit 1600 etwa hat das Wort die Bedeutung: Eigennutz, persönlicher Vorteil. Im modernen Sprachgebrauch kann intérêt heißen: Nutzen, Vorteil, Anteil, Teilnahme, Zinsen im Plural. Ähnlich wie im Französischen hat sich das Englische „interest" entwickelt, das auch zunächst die Bedeutung von Schaden hatte.

Ins Deutsche drang das Wort Interesse im 15. Jahrhundert ein. Nach Moritz Heyne kam es unmittelbar aus dem Lateinischen zu uns, nach Weigand dagegen über das Französische, nach Hermann Paul durch Vermittlung des Italienischen. Letzterer sagt ausdrücklich, daß „Interesse aus lateinisch interesse, aber wohl durch Vermittlung des Italienischen aufgenommen" (a. a. O. S. 269) wurde. Das Wort Interesse erschien zuerst im 16. Jahrhundert in der Rechtssprache, in der es wie im Französischen und Englischen zunächst Schaden, Verlust bedeutete. Friedrich Kluge gibt das Jahr 1571 als früheste Zeit der Verwendung an (a. a. O. S. 230). Lexer führt in seinem mittelhochdeutschen Wörterbuch eine Stelle aus der Nürnberger Polizeiordnung (13. bis 15. Jahrh.) an, die Interesse in der Bedeutung von Schaden wiedergibt:

„dem beschedigten zerung und interesse erstatten."

(Mittelhochdeutsches Handwörterbuch, 1. Bd. Leipzig 1872, S. 1445). Allmählich wurde das Wort Interesse im Sinne von Vorteil, Nutzen gebraucht. Diese Bedeutung klingt in den Redensarten an: „Es liegt in meinem Interesse, ganz gegen mein Interesse sein, im Interesse jemandes handeln." Ziemlich gleichzeitig tauchte das Wort in der Handelssprache auf, wo es Zins, Gewinn bedeutete. In der Volkssprache

einen seelischen Zustand, der emotional gefärbt ist und sich mit dem Phänomen der Aufmerksamkeit verbindet. Manche Psychologen beachten nur den Zusammenhang zwischen Interesse und Gefühl. Ziegler sagt: „Interesse wird . . . erregt und rege durch Gefühl oder ist vielmehr selbst Gefühl[1].“ Ähnlich bezeichnet Ebbinghaus Interesse als „ein Gefühl der Lust, hervorgebracht durch das Entgegenkommen, das ein neu auftretender Eindruck bei früher erworbenen Vorstellungen findet“[2]. Auch Gaupp definiert das Interesse als „ein Lustgefühl, das in uns wach wird, wenn der neue Eindruck mit früheren Erlebnissen harmoniert, wenn er ähnliche oder verwandte Vorstellungen wachruft oder mit früheren in starkem Kontrast steht“[3]. Meumann versteht unter Interesse den Zustand, „in dem den Menschen eine Sache nicht gleichgültig läßt, sondern so auf sein Gefühl wirkt, daß sich ihm die innere Tätigkeit zuwendet“[4]. Für Ostermann[5] ist Interesse ein Gefühl der Wertschätzung. Unter ähnlichem Gesichtspunkt wie Ostermann sieht Walsemann das Interesse: „Das gefühlsmäßige Innewerden des Wertes oder Unwertes eines vorgestellten Objektes ist die Grundlage des Interesses[6].“ Auch Jodl sieht das Interesse als Ausdruck der Wertschätzung nur im Gefühl verankert, für ihn ist das Gefühl „der letzte und ausschlaggebende Wertmesser“[7].

Den engen Zusammenhang zwischen Interesse und Aufmerksamkeit betont namentlich Dürr. Interessen sind für ihn Dispositionen, die die Richtung der Aufmerksamkeit auf bestimmte Gegenstände lenken. Er glaubt, „daß zwischen allen Arten von Interessen und Aufmerksamkeitserlebnissen der Zusam-

läßt es sich erst seit dem 18. Jahrhundert nachweisen. Es wird jetzt allgemeines Sprachgut und bezeichnet fortan nicht nur den materiellen, sondern auch den ideellen Anteil, den man an einer Sache nimmt. Es besagt nun auch Zuwendung der Seele zu einem Objekt, „Teilnahme der Seele, des Ich an etwas“ (Eisler, Rudolf: Wörterbuch der philosophischen Begriffe, 1. Bd. 3. Aufl. Berlin 1910, S. 593). Nach Lunk (Das Interesse, 2 Bde., Leipzig 1926/27, in „Pädagogium“, Bd. XII), der in eingehender Weise uns mit der historischen Entwicklung der Interessentheorie bekannt macht, waren es vor allem Rousseau, Kant und Herbart, die das Wort Interesse in die Wissenschaft einführten.

[1] Ziegler, Theobald: Das Gefühl. 5. Aufl., Berlin-Leipzig 1921, S. 50.

[2] Ebbinghaus, Hermann: Psychologie, in Systematische Philosophie. 3. Aufl., Berlin-Leipzig 1921, S. 167.

[3] Gaupp, Robert: Psychologie des Kindes. 5. Aufl., Leipzig-Berlin 1925, S. 53.

[4] Meumann, Ernst: Vorlesungen zur Einführung in die experimentelle Pädagogik. 1. Bd., 2. Aufl., Leipzig 1911, S. 658.

[5] Ostermann, W.: Das Interesse. 3. Aufl., Leipzig 1912, S. 26 f.

[6] Walsemann, August: Das Interesse. 3. Aufl. Habelschwerdt 1920, S. 18.

[7] Jodl, Friedrich: Lehrbuch der Psychologie. 2. Bd., 6. Aufl., Stuttgart-Berlin 1924, S. 385.

menhang besteht, der uns berechtigt, die Interessen kurzweg als Beachtungsdispositionen zu definieren“[1].

Im wesentlichen darf man den angeführten Beschreibungen des Phänomens Interesse zustimmen, doch sind sie noch keineswegs erschöpfend. Wir können eben nicht aus einzelnen seelischen Funktionen, etwa dem Gefühl, der Aufmerksamkeit, dem Willen oder Intellekt das Interesse erklären, sondern nur aus ihrem Zusammenwirken, aus ihrer Totalität; denn das Interesse steht eben mit verschiedenen Phänomenen des seelischen Lebens in wechselseitiger Beziehung.

Kerschensteiner sagte wohl mit Recht: „Beim Interesse handelt es sich also um einen Seelenzustand, der nicht isoliert von intellektuellen oder emotionalen oder Willens- oder Begehrungszuständen festgelegt oder gar mit solchen identifiziert werden kann. Wir erfassen das Wesen des Interesses nicht, wenn wir nicht den Gesamtzustand im Auge behalten[2].“ Meumann bemerkt: „In dem, was wir ‚Interesse‘ nennen, verbindet sich die intellektuelle Seite der Entwicklung mit der des Gefühls- und Willenslebens[3].“ Die Zusammenhänge, in denen das Interesse mit dem Gefühl, dem Werterlebnis und Willen steht, sieht auch Lunk, wenn er Interesse „als relativ dauernde Hinneigung aus Wertbewußtsein“[4] definiert.

Im folgenden werden einzelne Beispiele darlegen, daß auch in den von mir benutzten Selbstdarstellungen die Verfasserinnen, wenn sie das Wort Interesse gebrauchen, einen psychischen Zustand damit bezeichnen, wie ihn die Psychologen charakterisieren. Eugenie Schumann spricht von einer Freundin der Mutter, die dieser durch „gleiche musikalische Interessen“[5] nahestand. Franziska Tiburtius beklagt, daß ihr Vater nach dem Tode des ältesten Sohnes „das Interesse an der Landwirtschaft“[6] verloren hatte. Sie erkennt, daß „Anfang der 60er Jahre das Interesse an der Politik, das . . . in den 50er Jahren bei der breiten Masse der Bevölkerung abgeflaut war, wieder lebhafter zu werden“[7] begann. Sie rühmt der Kronprinzessin Friedrich nach, daß diese „ihr Interesse den Fragen der Erziehung und des Unterrichtes“[8] zuwandte. Sie stellt fest, daß von

---

[1] Dürr, Ernst: Die Lehre von der Aufmerksamkeit. 2. Aufl., Leipzig 1914, S. 58.

[2] Kerschensteiner, Georg: Theorie der Bildung. Leipzig-Berlin 1926, S. 263.

[3] Meumann, Ernst: Vorlesungen zur Einführung in die experimentelle Pädagogik. 1. Bd., S. 658.

[4] Lunk, G.: Das Interesse. 2. Bd., Leipzig 1927, S. 20.

[5] Schumann, Eugenie: Erinnerungen. Stuttgart 1927, S. 293.

[6] Tiburtius, Franziska: Erinnerungen einer Achtzigjährigen. 2. Aufl., Berlin 1925, S. 38.

[7] Tiburtius, a. a. O. S. 61. [8] Tiburtius, a. a. O. S. 204.

Mitte der 80er Jahre in der Frauenwelt das „Interesse für den ärztlichen Beruf“[1] lebhafter wurde. Rosalie Braun-Artaria sagt von ihrer Mutter, daß diese immer mit „warmem Interesse“[2] auf alles einging, was ihren Gatten beschäftigte. Gabriele Reuter wurde als Kind zuweilen getadelt, weil sie „nicht besonders viel Interesse am Unterricht“[3] zeigte. Malwida v. Meysenbug hörte „mit herzlichem Interesse“[4] den Erzählungen der Mutter zu. Minna Cauer dankte es dem kronprinzlichen Paare, daß es für ihren Gatten „lebhaftes Interesse“[5] zeigte.

Nachdem wir den durch das Wort Interesse bezeichneten Sachverhalt erläutert haben, gehen wir auf das Quellenmaterial ein, aus dem wir schöpfen wollen. Das Forschungsmaterial der vorliegenden Untersuchung besteht in der Hauptsache aus Selbstbiographien. Daneben habe ich Memoiren, Briefe und Tagebücher herangezogen. Es wurden nur Selbstdarstellungen deutscher Frauen des 19. und 20. Jahrhunderts benutzt. Es handelt sich in allen Fällen um Frauen, bei denen wir von einer gewissen Pflege des geistigen Lebens sprechen können. Die Zahl der Selbstbiographien der Frauen tritt hinter der der Männer weit zurück. Die Abfassung einer Autobiographie, die die Fähigkeit, sich auf frühere Lebensstufen zurückzuversetzen, voraussetzt, verlangt einen hohen Grad von Konzentrationskraft, die nicht jeder Frau gegeben ist. Ein anderer Grund ist wohl der, daß die Frau lange Zeit vom öffentlichen Leben ausgeschlossen war. Die meisten Autobiographien von Frauen stammen daher aus der Zeit nach den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Damals begann in der Frauenwelt ein Streben nach Selbständigkeit in der Gesellschaft, nach Auftreten in der Öffentlichkeit. Das Lebensgefühl der Frau wurde erhöht und gab ihr eine freiere geistige Haltung. Es würde zu weit gehen und auch zu sehr vom Thema abweichen, wollte ich im einzelnen auf die Entwicklungsgeschichte der Autobiographie eingehen. Diese finden wir ausführlich in den Büchern von Misch[6], Klaiber[7] und Glagau[8].

---

[1] Tiburtius, a. a. O. S. 217.

[2] Braun-Artaria, Rosalie: Von berühmten Zeitgenossen. Lebenserinnerungen einer Siebzigerin. München 1920, S. 145.

[3] Reuter, Gabriele: Vom Kinde zum Menschen. Berlin 1921, S. 189.

[4] von Meysenbug, Malwida: Memoiren einer Idealistin. Berlin-Leipzig 1907, S. 81.

[5] Cauer, Minna: Leben und Werk. Gotha-Stuttgart 1925. S. 50.

[6] Misch, Georg: Geschichte der Autobiographie. 1. Bd., Leipzig-Berlin 1907.

[7] Klaiber, Theodor: Die deutsche Selbstbiographie. Stuttgart 1921.

[8] Glagau, Hans: Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle. Marburg 1903.

Die Selbstbiographie stellt das Leben ihres Verfassers in seinem zeitlichen Verlauf dar. Der Autobiograph berücksichtigt in der Hauptsache nur solche Persönlichkeiten und Ereignisse, die für seine Entwicklung bedeutsam wurden. Er stellt seinen Werdegang in die Zeitströmungen hinein. Die Selbstbiographie steht so dem psychologischen Roman nahe. Die Memoiren beschränken sich dagegen auf einzelne Begebenheiten aus dem Leben. Gesellschaftliche Zustände, politische Geschehnisse oder Zeitgenossen treten oft mehr in den Vordergrund als das Ich des Erzählers. Zu den Memoiren gehören die „Denkwürdigkeiten" Caroline Pichlers, die „Memoiren" Bertha von Suttners, „Vor hundert Jahren" von Sophie Schwerin, die „Erinnerungen" der Hedwig von Bismarck. Letztere sagt ausdrücklich im Schlußwort ihres Buches: „Von vielen Erlebnissen haben diese Blätter erzählt, von dem, was mein eigenstes Leben betrifft, habe ich wenig gesprochen[1]." Die Grenzen zwischen Selbstbiographie und Memoiren sind oft sehr fließend. Ich stellte fest, daß die Selbstbiographen den Titel ihres Werkes vielfach willkürlich gewählt haben. Die „Erinnerungen" Hedwig von Bismarcks oder „Zehn Jahre aus meinem Leben" von Agnes zu Salm-Salm gehören zu den Memoiren. Andererseits sind die Memoiren Malwida von Meysenbugs eine Autobiographie, da in ihnen die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit ganz im Vordergrund steht. Sie sind geradezu psychologische Selbststudien, individuelle Entwicklungsdarstellungen.

Unter den Formen der literarischen Selbstdarstellung nimmt das Tagebuch eine wichtige Stellung ein. Während die Selbstbiographie aus der Rückschau auf den Lebensgang ihres Verfassers entsteht, werden Tagebuchaufzeichnungen aus der Stimmung und Lage des Augenblicks heraus erzeugt. Sie haben daher die größere Unmittelbarkeit voraus. Den Stoff, den die Selbstbiographie geordnet als ein zusammenhängendes Ganzes bringt, gibt das Tagebuch bruchstückhaftig in einer losen Aneinanderreihung. Es tritt uns in den verschiedensten Variationen entgegen. Eine Art des Tagebuchs entsteht aus dem regelmäßigen Niederschreiben bemerkenswerter äußerer Tatsachen, Ereignisse und Eindrücke. Diese Aufzeichnungen beziehen sich zuweilen auf das häusliche Leben und auf persönliche Angelegenheiten des Verfassers und auch auf Ereignisse des öffentlichen Lebens. Neben dieser Gruppe von Tagebüchern, die vor allem auf äußere Erlebnisse und Tatsachen eingehen, stehen diejenigen, worin der Verfasser über die Entwicklung seiner Persönlichkeit Aufzeichnungen gibt. Diese Art des Tagebuchs steht der Selbst-

[1] v. Bismarck, Hedwig: Erinnerungen aus dem Leben einer Fünfundneunzigjährigen. Halle 1910, S. 220.

biographie am nächsten[1]. Ich habe Lebensbilder benutzt, die zum größten Teil aus Tagebuchaufzeichnungen zusammengestellt sind, wie „Leben und Werk" Minna Cauers, „Ein Buch der Erinnerung" von Frieda Duensing, das Lebensbild Pauline Herbers. Oft sind Tagebucheintragungen in Autobiographien eingestreut, so in den Memoiren der Malwida von Meysenbug und Lily Braun, in der Selbstbiographie von Monika Hunnius. Vielfach sind die Tagebücher nach dem Tode ihres Verfassers von Freunden herausgegeben worden, damit der Lebensgang der Nachwelt lebendig erhalten bleibt. Wo es notwendig war, Lücken auszufüllen, erklärende Ergänzungen zu geben, sind kurze biographische Angaben beigefügt. In dieser Weise hat Else Lüders Leben und Werk Minna Cauers dargestellt. Das Lebensbild ist in erster Linie an Hand der Tagebücher entstanden. Seit 1870, dem 29. Lebensjahr, führte Minna Cauer fast regelmäßig Tagebuch. Else Lüders fand 14 Bände von Tagebüchern vor. Sie läßt in ihrem Buch Minna Cauer so viel wie möglich durch die Tagebucheintragungen selbst zu Wort kommen. Nur dort, wo notwendig Lücken ausgefüllt werden mußten, fügte sie ergänzende biographische Bemerkungen ein. Die Auswahl der Tagebucheintragungen wurde unter dem Gesichtspunkt getroffen, „ein möglichst lückenloses und echtes Bild des äußeren und noch mehr des inneren Werdegangs zu bieten"[2]. Außer den Tagebüchern sind die Bruchstücke einer Selbstbiographie, die sich in ihrem Nachlaß fanden, benutzt worden.

Als dritte Art selbstbiographischen Materials habe ich Briefe benutzt. Im Unterschied von Autobiographie und Tagebuch ist der Brief eine Form der Mitteilung von Person zu Person, da er stets einen bestimmten Menschen, an den er gerichtet ist, voraussetzt. Ähnlich wie durch Tagebuchaufzeichnungen hat man auch durch die Herausgabe von Briefen das Leben einer Persönlichkeit erhalten. So hat Hermann Uhde-Bernays die Briefe Henriette Feuerbachs herausgegeben. Wie Tagebucheintragungen, so werden auch Briefe in Autobiographien hineingeflochten, wie z. B. in den Memoiren Caroline Herschels. Sehr oft sind Tagebucheintragungen mit Briefen zu einem Lebensbild vereinigt. So sind Briefe und Tagebuchblätter von Frieda Duensing, Paula Modersohn-Becker, Amalie von Gallitzin, Lily Parthey herausgegeben worden. Die „Erinnerungen" der Gräfin Sophie von Schwerin wurden von ihrer Schwester Amalie auf Grund sorgfältig geführter Tagebücher der Gräfin und ihres Gatten,

[1] Über die Bedeutung des Tagebuchs als psychologische Quelle spricht Charlotte Bühler in der Einleitung ihrer Bücher: Das Seelenleben des Jugendlichen. 5. Aufl., Jena 1929 und zwei Knabentagebücher. Quellen und Studien zur Jugendkunde, Heft 3, Jena 1925.

[2] Cauer, Minna: Leben und Werk. Gotha, Stuttgart 1925, S. V.

sowie eines ausgedehnten Briefwechsels zu einem einheitlichen Ganzen gestaltet.

Lebensbilder, die aus Briefen und Tagebuchaufzeichnungen zusammengestellt sind, bieten in den meisten Fällen nicht ein so geschlossenes Bild von einer Persönlichkeit wie Autobiographien in ihrer reinsten Form. Das Entwicklungsbild, das jene uns geben, kann man sehr oft mit einer punktierten Linie vergleichen, wo zwischen den einzelnen Punkten mehr oder weniger weite Abstände liegen. Selbstbiographien bilden also das Hauptforschungsmaterial der vorliegenden Arbeit, da sie einen zusammenhängenden ununterbrochenen Verlauf des Lebensganges geben. Memoiren, Tagebücher und Briefe sind, wie ich schon angedeutet habe, viel lückenhafter. Diese Arten der Selbstdarstellung sind nur soweit berücksichtigt worden, als sie sich der Autobiographie nähern und ähnliche wertvolle Aufschlüsse bieten.

All der Schwierigkeiten, die die Verwendung autobiographischen Materials für wissenschaftliche Zwecke hat, bin ich mir bewußt. Sie sind wiederholt hervorgehoben worden, so von Klessmann[1], Bohne[2], Glagau[3], Klaiber[4]. Den Mängeln dieser Methode stehen aber Vorteile gegenüber, die Psychologen und Literarhistoriker anerkennen. Der Charakter der Autobiographien ist variabel. Ob eine Autobiographie einen guten Einblick in das Seelenleben ihres Verfassers gewährt oder nicht, das hängt ab von dem Zweck, den der Verfasser mit der Abfassung seines Buches verfolgt. Oft deutet er ihn in der Einleitung an. So will Franziska Tiburtius die Entwicklung ihres Einzellebens mit den Zeitströmungen verknüpfen. Diese Autobiographie bot reiche Anhaltspunkte dafür, wie Veranlagung, Umgebung und Zeitverhältnisse die Entwicklung von Interessen bedingen. Rosalie Braun-Artaria will in ihren Lebenserinnerungen in erster Linie von berühmten Zeitgenossen, mit denen das Leben sie zusammenführte, sprechen. Die Entwicklung ihres Innern soll dabei keine Rolle spielen. Das sagt sie deutlich in der Einleitung ihres Buches: „Von meiner Person soll deshalb nur so viel die Rede sein, als zum Verständnis notwendig, ohne den Leser mit Kindheits- und Jugendeindrücken zu behelligen[5].“ Eugenie Schumann will in ihren „Erinne-

---

[1] Klessmann, Ernst: Über religiöse Krisen in der Jugendzeit auf Grund autobiographischer Zeugnisse. Diss. Münster 1926.

[2] Bohne, G.: Die religiöse Entwicklung der Jugend in der Reifezeit auf Grund autobiographischer Zeugnisse. Diss. Leipzig 1922.

[3] Glagau, Hans: Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle. Marburg 1903.

[4] Klaiber, Theodor: Die deutsche Selbstbiographie. Stuttgart 1921.

[5] Braun-Artaria, Rosalie: Von berühmten Zeitgenossen. Lebenserinnerungen einer Siebzigerin. München 1920, S. 1.

rungen“ den irrtümlichen Meinungen, die über Veranlagung und Charakter ihrer Brüder verbreitet sind, entgegentreten. Auch die Gestalt der Mutter soll in den Vordergrund gerückt werden. Naturgemäß trat auch in dieser Autobiographie das persönliche Leben zurück.

In vielen Fällen konnte man in den Selbstdarstellungen die Entwicklungen eines Interesses nicht Jahr für Jahr verfolgen. Es war fast nie möglich, den Grund, warum eine Autobiographie oft für Jahre schwieg, mit Sicherheit festzustellen. Es ist möglich, daß in der Tat die Entwicklungslinie durch Jahre des Stillstandes unterbrochen wurde. Wir können auch annehmen, daß dem Autobiographen die einzelnen Entwicklungsphasen nicht mehr klar in der Erinnerung waren und daß andere stärkere Eindrücke in den Vordergrund rückten. Vielleicht vollzogen sich auch einzelne Entwicklungsperioden im Innern unter Erlebnissen und Eindrücken, die man nicht gern der Außenwelt preisgeben mochte. Wohl kaum jemand wird in einer Autobiographie die Falten seines Seelenlebens ganz offenlegen und alles der Öffentlichkeit darbieten. Diesen Gedanken spricht Gabriele Reuter in folgenden Worten aus: „Man hat — — — so oft bei Selbstbiographien oder Erinnerungen die Empfindung, von dem wirklichen Menschen nicht das mindeste zu erfahren; denn das Wachsen und Werden jedes Menschen geschieht in den stillen unscheinbaren Tagen, den leidensvollen Nächten, in denen er ganz allein ist. Und wie könnte man mit Worten darstellen, was in solchen Stunden in der Seele vorgeht[1]?“

Ein Teil der Selbstdarstellungen ließ deshalb nicht zu, Entwicklungsstufen irgendeines Interesses von der Kindheit bis zur reifen Persönlichkeit zu verfolgen, gewährte jedoch einen Einblick in die Mannigfaltigkeit weiblicher Interessenrichtungen. Selbstdarstellungen dieser Art gaben Belege, wie in der wissenschaftlichen, künstlerischen, sozialen und politischen Sphäre, im Bereich des eigenen Hauses Frauenleben kraftvoll sich entfaltete. Sie kündeten von einem Wirken der Frau, das in die Welt der Werte und Werke hineinreicht.

Eine Reihe von Frauen zeigten die stärksten wissenschaftlichen Interessen, waren von dem Streben beseelt, in der Welt der Wissenschaften heimisch zu werden. Frieda Duensing, die 1921 als Direktorin der Frauenschule in München starb, schrieb in ihrem 23. Lebensjahr: „Für mich ist Glück gleichbedeutend mit Streben, Forschen nach der Wahrheit. Lieber unglücklich durch das Wissen, als glücklich ohne das Wissen[2].“ Unzufrieden mit der engbegrenzten gesellschaftlichen Stellung der Frau zu damaliger Zeit (1893) klagte sie als 29jährige:

[1] Reuter, Gabriele: Vom Kinde zum Menschen. Berlin 1921. S. 398.
[2] Duensing, Frieda: Ein Buch der Erinnerung. 2. Aufl., Berlin 1923, S. 40.

„Diese Tees hole der Henker. Wenn man dabei doch mal auf etwas wie Geist stieße. O, wie schmachte ich danach. Wie glücklich sind doch Männer daran, — schon ihr Beruf zwingt ihnen einen Gegenstand des Nachdenkens auf. Und wie tausendfach sind die Kanäle, welche ihnen Wissen, Geschehen, Hoffen, Spekulieren, Vergleiche bringen. Wir sind zu den Winkeln, den stillen Ecken verurteilt[1].“ Lily Braun, Führerin in der sozialistischen Frauenbewegung, bekannte mit 22 Jahren, also ungefähr im gleichen Alter wie Frieda Duensing: „Licht war für mich nur die Welt der Bücher; Erkenntnisse, die ich gewann, erfüllten mich mit tiefer, heißer Freude, und die Sehnsucht wuchs hinaus aus der Enge des Lebens[2].“ Wie wir aus einem Brief an ihre Cousine Mathilde[3] ersehen, vertiefte sie sich während dieser Zeit in das Studium der Kulturgeschichte. Unter der Leitung ihres ersten Gatten, des Professors Georg von Gizycki, beschäftigte sie sich mit philosophischen, psychologischen und sozial-politischen Werken. Caroline Herschel (1750—1848), Schwester des Astronomen Wilhelm Herschel, widmete den größten Teil ihres Lebens der astronomischen Wissenschaft. Die eigenen Kometenentdeckungen und die Teilnahme an den Arbeiten ihres Bruders zeugen davon. Die Königliche Irländische Akademie zu Dublin und die Königliche Astronomische Gesellschaft in London zählten sie zu ihren Mitgliedern. Helene Lange (1848—1930) und Pauline Herber (1852—1921), die beiden großen Führerinnen in der deutschen Frauenbewegung, hätten sich nicht so tatkräftig für vertiefte Frauenbildung eingesetzt, wären sie nicht selbst von höchstem Streben nach wissenschaftlicher Bildung beseelt gewesen. Franziska Tiburtius (geb. 1843), eine der ersten Ärztinnen in Deutschland, die zu einer Zeit, da den Frauen der Zutritt zur Universität noch erschwert war, unter großen Schwierigkeiten ihr Studium an der Universität Zürich durchsetzte, war erfüllt von einem unermüdlichen Forscherdrang. Unter ähnlichen Verhältnissen studierte Käthe Schirmacher, eine der Hauptvertreterinnen auf jenem Flügel der Frauenbewegung, der vorwiegend für politische Rechte der Frau eintrat, Philologie an der Sorbonne in Paris. In ihrem 13. Jahr sprach sie zum erstenmal den Wunsch aus, studieren zu wollen. An dieser Stelle heißt es in ihren Erinnerungen: „Mich packte der faustische Drang, zu wissen, das Welträtsel zu raten, mich mit dem überlieferten Glauben und dem eigenen Denken auseinanderzusetzen[4].“ In der Zeit vom 14. bis 16. Lebensjahr erwachte in

---

[1] Duensing, Frieda: a a. O. S. 73.
[2] Braun, Lily: Memoiren einer Sozialistin. München 1909, S. 368.
[3] Braun, Lily: a. a. O. S. 368/9.
[4] Schirmacher, Käthe: Flammen. Erinnerungen aus meinem Leben. Leipzig 1921, S. 10.

Malwida von Meysenbug ein starker Wissenstrieb: „Mich verzehrte ein brennender Durst zu lernen und zu wissen. Wie viel Aufmerksamkeit sollte man in der Erziehung auf solch einen Durst des erwachenden Geistes wenden, und wie sollte man bemüht sein, ihn in der rechten Weise zu befriedigen[1].“ Die Äußerungen Malwidas von Meysenbug und Käthe Schirmachers bekunden, wie die Reifezeit theoretische Interessen erwachen läßt. Beide Frauen blieben von einem heißen Streben nach Wissen und Erkenntnis von der Jugend bis zum Alter erfüllt. Der Forscherdrang, der sich bei ihnen früh äußerte, war, um mit Spranger zu sprechen, „Hinweis auf eine spezifische Geistesrichtung, die selten wieder ganz verschwindet“[2], war „Anzeichen einer ausgesprochenen wissenschaftlichen Neigung und Begabung“[3].

Im 18. Jahrhundert begegnen uns wiederholt wissenschaftlich interessierte Frauen, die Mittelpunkt eines geistig regsamen Kreises waren. Von diesen nenne ich hier die Fürstin Amalia von Gallitzin und Rahel Varnhagen von Ense.

Amalia von Gallitzin[4] wurde am 28. August 1748 in Berlin als Tochter des preußischen Feldmarschalls Reichsgrafen von Schmettau geboren. Kaum drei Jahre alt, verlor sie den Vater. Zur Erziehung wurde sie mit fünf Jahren in ein Kloster nach Breslau gebracht, wo sie bis zu ihrem 14. Lebensjahr blieb. Zur Erwerbung gesellschaftlicher Umgangsformen und einiger Kenntnisse in der Mythologie besuchte sie, zwar ohne großen Erfolg, anderthalb Jahre das Pensionat des Franzosen Premonval in Berlin. Ein heißer Wissensdrang überwältigte in dieser Zeit die junge Komtesse. Durch wahllose Lektüre aus einer Leihbibliothek suchte sie ihn zu befriedigen. Es waren vor allem französische Romane, die sie begierig bis spät in die Nacht las. Unter der Leitung des Baron von Redern, eines Oheims ihrer späteren Freundin Gräfin Sophie Stolberg, begann sie sich mit philosophischen Problemen auseinanderzusetzen. Großen Eindruck machte auf sie das Werk „De l'esprit“ des französischen Philosophen Helvetius.

1768 vermählte sie sich mit dem russischen Fürsten Demetrius Gallitzin. Sie hoffte, in der Gemeinschaft mit ihrem Gatten, der in Paris Schriftsteller und Gelehrte kennengelernt hatte und

---

[1] von Meysenbug, Malwida: Memoiren einer Idealistin. Berlin-Leipzig 1907, 1. Bd., S. 41.

[2] Spranger, Eduard: Psychologie des Jugendalters. 10. Aufl. Leipzig 1929. S. 266.

[3] Spranger, Eduard: a. a. O. S. 266.

[4] Schlüter, Chr.: Briefwechsel und Tagebücher der Fürstin Amalia v. Gallitzin. 3 Bde, Münster 1874—76. — Liesching, S. G.: Mitteilungen aus dem Tagebuch und Briefwechsel der Fürstin Amalia von Gallitzin. Stuttgart 1868.

mit Diderot und Voltaire im Briefwechsel stand, wissenschaftlich wachsen zu können. Aber dieser Wunsch erfüllte sich nicht, da er für ihr Geistesleben kein Verständnis hatte. Sie folgte ihrem Gatten zunächst an den Hof in Petersburg und im folgenden Jahr nach Holland, wo er den Gesandtschaftsposten erhielt. Überdrüssig des gesellschaftlichen Lebens zog sich die Fürstin in ein einsames Landhaus zurück. Sie ließ über der Haustür die Schrift anbringen „Nithuis" (= nicht zu Hause), um keine störenden Besuche empfangen zu brauchen. Hier lebte sie ganz ihren Studien und der Erziehung ihrer beiden Kinder, des Sohnes Demetrius und der Tochter Marianne. Während ihrer Jugend in Berlin, später in Holland durch ihren Gatten und den holländischen Gelehrten Franz Hemsterhuis war sie mit den französischen Philosophen und Enzyklopädisten bekannt geworden. Gemeinsame wissenschaftliche Interessen verbanden sie mit Hemsterhuis, den sie ihren „Sokrates" nannte, während er sie als „Diotima" bezeichnete. Hemsterhuis war ein vielseitig gebildeter Mensch, der sich mit Mathematik, Physik, Philosophie und Literatur beschäftigte. Er führte die Fürstin ein in die Philosophie und in die Welt der Antike. Beiden gemeinsam war die Begeisterung für Platon. Immer wieder las sie mit ihm das „Symposion" im griechischen Urtext. Die alten Sprachen hatte sie unter seiner Leitung erlernt, um in den Geist der Philosophen eindringen zu können. Sie las die Bibel in lateinischer Sprache, „das macht mich achtsamer; denn es ist wirklich wahr, wie man eine sonst reichhaltige Materie, die man schon oft gelesen hat, in einer anderen Sprache liest, so frappiert einen manches auch wieder nicht allein von einer neuen, sondern auch von einer ganz anderen Seite"[1].

1776 erfuhr sie durch Hemsterhuis von den Schulreformen des Generalvikars und Ministers des Fürstbistums Münster, des Freiherrn Franz von Fürstenberg. 1776 erschien seine „Verordnung, die Lehrart in den unteren Schulen des Hochstifts Münster betreffend". Die Fürstin reiste für einige Tage nach Münster, um seine Schuleinrichtungen kennenzulernen. Im Juli 1779 siedelte sie dann für dauernd nach Münster über. Sie ging hier ganz in der Erziehung ihrer Kinder auf und widmete die noch übrige Zeit ihren Studien. In ihren Briefen an Hemsterhuis hören wir, daß sie sich besonders mit Mathematik, Latein und Philosophie beschäftigte. Sie arbeitete bis zur vollständigen körperlichen Erschöpfung. Sie war oft unwillig über die mangelnden physischen Kräfte, die die volle Befriedigung ihres Wissensdranges nicht zuließen. „Jede neue Wissenschaft, jede Sprache oder jedes Buch, von welchem ich reden hörte, zu welchem Fache

[1] Liesching, a. a. O. S. 105.

es auch gehörte, hinterließ mir nicht, wie sonst, einen bloßen Trieb, sondern einen wahren hypochondrischen Schmerz, einen nagenden Wurm über meine Kränklichkeit, die sich mir nur immer als Hindernis, meine unbegrenzte Wißbegierde befriedigen zu können, darstellte[1]." In Münster gehörten zu ihrem Kreise: Fürstenberg, Overberg, die Universitätsprofessoren Sprickmann und Kistemaker, der Universitätsbibliothekar Zumkley. Debatten über theologische, philosophische oder literarische Themen wurden bei der Zusammenkunft der Freunde geführt. Der Münstersche Freundeskreis stand in Beziehung zu zahlreichen geistig hervorragenden Männern Deutschlands. Mit den Philosophen Jacobi und Hamann wurde die Fürstin bekannt. Hamann soll auf sie einen so großen Einfluß ausgeübt haben wie kein zweiter Mensch. Sie las Kant und Leibniz. Locke, Spinoza, Hume zogen ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sie wurde mit den beiden letzten Philosophen vielleicht bekannt durch die Schriften Jacobis „Über die Lehre des Spinoza in Briefen an Mendelssohn" (1785) und „David Hume über den Glauben oder Idealismus und Realismus" (1787). Von allen Zweigen der Philosophie liebte sie vor allem die Psychologie. Das Interesse für diese Disziplin wurde wohl besonders geweckt durch ihre Beziehungen zu Fürstenberg und Overberg. Sie las die zeitgenössischen pädagogischen Schriftsteller. Salzmanns und Pestalozzis Schriften werden wiederholt erwähnt. Schon von Holland aus hatte sie mit Fürstenberg einen regen Briefwechsel über seine pädagogischen Schriften geführt. An dem Wirken Overbergs und Fürstenbergs nahm sie persönlichen Anteil.

Von den deutschen Dichtern stand sie besonders mit dem Kreis um Claudius und Friedrich Leopold Stolberg in freundlichen Beziehungen. Klopstock und Frau de la Roche lernte sie persönlich kennen. Von Goethe, der sie 1792 in Münster besuchte, sagte sie, er ist „der einzige der berühmten Männer, der mich als Mensch wahrlich begeistert und mein Herz berührt hatte"[2]. In einem Brief an Hemsterhuis vom 20. März 1780 schreibt sie begeistert über den „Götz von Berlichingen" und über „Iphigenie". Sie kennt kein modernes poetisches Genie, das sich mit Goethe vergleichen könne, es sei denn vielleicht Shakespeare.

Die Fürstin zeigte auch ein reges Interesse für die Naturwissenschaften. Über die Beobachtungen eines Nordlichtes berichtet sie Hemsterhuis[3], und beschreibt ihm das Observatorium in Mannheim[4]. Auch mit mathematischen Stu-

[1] Liesching, a. a. O. S. 52.
[2] Liesching, a. a. O. S. 54.
[3] Schlüter, a. a. O. 2. Bd. S. 122.
[4] Schlüter, a. a. O. 2. Bd. S. 161.

dien beschäftigte sie sich, wie wir aus einem Briefe an Fürstenberg sehen[1].

Es gibt wohl wenig Frauen, die sich für das wissenschaftliche und künstlerische Leben ihrer Zeit in so hohem Maße interessierten, wie das Rahel Varnhagen von Ense getan hat. Sie wurde 1771 in Berlin geboren und starb dort 1833. Diese Zeit in der deutschen Geistesgeschichte geht stark im ästhetischen Lebensgefühl auf. Durch die Popularphilosophen wurde die Philosophie einer größeren Masse zugänglich gemacht. In literarischen Salons versammelten sich die führenden Geister der Zeit. Rahel Varnhagen beschäftigte sich mit den verschiedensten Zweigen des geistigen Lebens, mit der Philosophie, der Kunst, der Literatur. Von den Dichtern war es in erster Linie Goethe, dem sie wie Amalia v. Gallitzin ihre Bewunderung schenkte. Sie war eine der ersten, die seine geniale Größe erkannte. Ihr Salon in Berlin wurde Mittelpunkt einer ausgedehnten Goetheverehrung. Eine Fülle von Aussprüchen über den Dichter und seine Werke findet sich in ihren Briefen. 1795 traf sie zum erstenmal mit Goethe zusammen. Er nannte sie „ein Mädchen von außerordentlichem Verstand, die immer denkt, und von Empfindungen“[2]. Sie schrieb an David Veit am 15. November 1798: „Goethe und das Leben ist mir noch immer eins, ich arbeite mich in beide hinein[3].“ Wie unbedingt sie seiner genialen Größe glaubte, besagen folgende Worte aus einem Brief an David Veit und Horn vom 8. September 1795: „Er ist Goethe. Und was ihm scheint und er sagt, ist wahr . . . Wenn Sie ihn . . . sehen, Horn, so grüßen Sie ihn von dem Menschen, der ihn immer angebetet, vergöttert hätte, auch wenn ihn niemand rühmte, verstünde, bewunderte[4].“ Enge Verwandtschaft bestand zwischen Rahels Gedankenkreis und den Ideen der Romantik, so daß sie als typische Frauengestalt der romantischen Zeit kann angesprochen werden. Mit den meisten der Romantiker stand sie im brieflichen Verkehr. Aber sie bewahrte doch dieser Strömung gegenüber einen klaren Blick und ein eigenes Urteil. In einem Brief an ihren Bruder Ludwig Robert vom 5. Oktober 1825, in dem sie über Tiecks Novelle „Dichterleben“, die in demselben Jahr erschienen war, spricht, charakterisiert sie die dichterische Eigenart Tiecks folgendermaßen: „Das Ganze ist Tiecks alte Krankhaftigkeit, daß er die Welt nicht frisch in sich aufnehmen kann, und da er nur darstellen will, nur grübelt, wie Dichter und Literatoren sie wohl gesehen haben[5].“ Sie schätzt Ludwig Tieck höher als die beiden

---

[1] Liesching, a. a. O. S. 98.
[2] A. D. B. 39. Bd., Jahrg. 1895, S. 786.
[3] Rahel: Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. 3 Bde. Berlin 1834. 1. Bd. S. 174.
[4] Rahel: a. a. O. 1. Bd. S. 157. [5] Rahel: a. a. O. 3. Band, S. 224.

Brüder Schlegel, vor allem wegen seiner dramaturgischen Begabung. Ihr Urteil über Fouqué zeigt ein Brief an ihren Gatten vom 18. November 1808: „Gestern abend habe ich den ‚Sigurd' gelesen. — Lange, lange nicht hat mir etwas so gefallen! So schön kam es mir vor, so fest, so eigen, so echt, so still ersonnen, frisch mit Gesundheit ausgeführt, so wenig Überflüssiges gesagt darin, zusammenhängend und neu, von einem neuen Menschen, endlich glücklich gefertigt[1]." Von den Vertretern des „Jungen Deutschland" nennt sie Börne und Heine. Auch über französische Dichter finden sich in ihren Briefen bemerkenswerte Äußerungen. Sie erwähnt besonders Racine, Corneille, Viktor Hugo. Die Schriften Mirabeaus fanden Rahels großen Beifall. Von den englischen Dichtern schätzt sie Shakespeare am höchsten.

Rahel zeigt auch eine große Vorliebe für das Theater. Sie verlangte von ihm, daß es mehr als eine Stätte der oberflächlichen Zerstreuung und Unterhaltung sein sollte. Von den Theaterschriftstellern haßte sie Iffland und Kotzebue. Sie sagt einmal: „Iffland verdirbt uns die deutschen Theater auf 50 Jahre hinaus[2]." Mit dem Berliner Theater war sie besonders unzufrieden; sie nennt es einmal „eine Zwangsanstalt für Schauspieler und Publikum"[3]. Sie lobt dagegen die Leipziger und Mannheimer Bühne, da sich diese von Ifflands Einfluß frei gehalten hatten. In Rahels Briefen finden sich zahlreiche Rezensionen über Bühnenleistungen. Nach dem Theater sind es Konzerte, über die wir in ihren Briefen Bemerkungen finden. Das Wesen der Musik erfaßte sie mit tiefster Seele: „Sprech ich über Liebe und dergleichen, so kann ich nur scherzen und verkehrt sprechen. Über Musik aber spreche ich nie als im Ernste[4]." Sie kannte die berühmtesten Musiker ihrer Zeit. Sie lernte Beethoven persönlich kennen, ebenso Karl Maria von Weber, Felix Mendelssohn-Bartholdy. Mozart und Gluck waren ihre Lieblingskomponisten. Von Mozarts Schöpfungen nennt sie am häufigsten die „Zauberflöte".

Mit Begeisterung lauschte sie den machtvollen Reden des Philosophen Fichte. Sie erkannte seine hohen ethischen Ideen und seine tiefe Vaterlandsliebe an. Spinoza fand ihre volle Anerkennung; denn „er denkt sehr ehrlich und kommt bis zum tiefsten Absolutesten und drückt es aus und hat den schönen Charakter des Denkers: unpersönlich, mild, still"[5]. Auch der Hallenser Philologe Friedrich August Wolf gehörte zu

[1] Rahel: a. a. O. 1. Band, S. 369.
[2] Rahel: a. a. O. 3. Band, S. 504.
[3] Rahel: a. a. O. 2. Band, S. 562.
[4] Rahel: a. a. O. 1. Band, S. 308.
[5] Rahel: a. a. O. 2. Band, S. 39.

ihrem Kreise. Sie stand mit ihm, der mit ihr seine wissenschaftlichen Arbeiten besprach, im regsten Gedankenaustausch. In Anerkennung der Verdienste Schleiermachers schrieb sie ihrem Gatten am 15. November 1817: „Ich danke Dir sehr für Schleiermachers amtlichen Synodenbericht . . . Der Ton, die Kürze überhaupt darin, das virtuosische Auftreten . . . findet großen Anhang und Applaus in meiner Seele! So gelehrt und charaktertüchtig müßten Regenten sich vor die Beschlüsse zu stellen wissen, die einmal das Resultat ihrer Überlegungen sind[1].“ Indem wir so einen Blick in die Briefe Rahels getan haben, lernen wir sie als eine der vielseitig begabtesten Frauengestalten der deutschen Geistesgeschichte kennen.

Ein reger Briefwechsel verband Frau von Heldburg mit Gelehrten, Dichtern und Künstlern. Von diesen sind zu nennen Ernst Haeckel, Paul Heyse, Felix Dahn, Arthur Fitger, Max Grube, Klara Schumann, Cosima Wagner. Die Briefe der Frau von Heldburg umspannen die Jahre 1873—1923[2], die Zeit ihrer Ehe mit Herzog Georg II. von Sachsen Meiningen und die Witwenjahre. Das Jahr 1873 bildet im Leben dieser Frau einen tiefen Einschnitt. Sie wurde in diesem Jahr die Gemahlin Georgs II. Vor dieser Zeit liegt ihre Laufbahn als Schauspielerin.

Frau von Heldburg, mit ihrem Mädchennamen Ellen Franz, wurde, wie es in der Einführung zu ihren Briefen steht, am 30. Mai 1839 in Naumburg a. d. Saale geboren als Tochter eines Oberlehrers an der dortigen Domschule, der 1847 Direktor der Handelsschule in Berlin wurde. Nach dem Deutschen Biographischen Jahrbuch (Jahrg. 1923 S. 73) war er schon bei ihrer Geburt in Berlin. Ellen Franz wurde zunächst zur Pianistin ausgebildet. Ihr Lehrer war Hans von Bülow, der Gatte von Cosima Liszt, der späteren Frau Richard Wagners. Als sie die Vorstellungen des Königlichen Schauspielhauses besuchen durfte, erwachte in ihr eine starke Begeisterung für die Schauspielkunst. Ihr Wunsch, Schauspielerin zu werden, wurde unterstützt durch Frau Cosima von Bülow. Sie trat auf den Bühnen von Koburg, Oldenburg, Frankfurt a. d. O. und Mannheim auf. Von dort berief sie Bodenstedt, Intendant am Meininger Hoftheater, nach Meiningen. Das Hoftheater erfreute sich der besonderen Gunst des kunstsinnigen Herzogs Georg. Am 18. März 1873 fand seine Vermählung mit Ellen Franz statt. Sie führte von jetzt an den Namen Freifrau von Heldburg. Ihre Haupt-

---

[1] Rahel: a. a. O. 2. Band, S. 510.

[2] von Heldburg, Helene: Fünfzig Jahre Glück und Leid. Ein Leben in Briefen aus den Jahren 1873—1923. Leipzig 1926.

sorge galt von nun an dem Meininger Hoftheater. In einem Brief an Felix Dahn vom 30. Januar 1909 schreibt sie: „Wir interessieren uns immer noch für unser Theater . . . Es wird . . . niemand engagiert, der uns nicht gefällt. Ich halte die Schule der Meininger auch immer noch für eine der besten, bei der am ehesten etwas herauskommt[1].“ Sie wollte auf dieser Bühne ganz besonders die Werke unserer Klassiker gepflegt haben. Auf ihre Veranlassung wurden von der Meininger Kapelle die Brahmschen Schöpfungen wieder mehr beachtet. Sie bemühte sich um die Ausbildung junger Künstlertalente.

Da ihre Mutter Engländerin war, wurde ihr die englische Sprache zur zweiten Muttersprache. Sie war so befähigt, ein eingehendes Studium Shakespeares und Bacons aufzunehmen und sich mit der Shakespeare-Baconfrage zu beschäftigen. Sie stellte sich auf die Seite derer, die Bacon identisch mit dem großen Dichter hielten. Wenn wir die Briefe der Freifrau von Heldburg in ihrer Gesamtheit überschauen, so charakterisieren sie ihre Verfasserin als eine geistreiche und kunstfreudige Natur.

Mittelpunkt des Künstlerkreises in Rom in der Zeit von 1808—1810 und 1817—1819 war Karoline von Humboldt. Sie, eine geborene von Dacheröden, hatte sich am 29. Juni 1791 mit Wilhelm von Humboldt vermählt. Humboldt hatte damals den Staatsdienst als Legationsrat verlassen. 1802 erhielt er den Gesandtschaftsposten in Rom. In dem Lebensbild Gabriele von Bülows[2] sind zahlreiche Briefe ihrer Mutter, der Frau von Humboldt, eingestreut, die uns diese Frau als eine künstlerisch empfindende Seele erkennen lassen. Das Humboldtsche Haus in Rom war ein Heim für alle Deutschen, die in Italien Kunststudien betrieben. Hier sind zu nennen Schinkel, der Bildhauer Christian Rauch, der Zeichenlehrer der Humboldtschen Kinder wurde, Thorwaldsen, der Tiroler Maler Anton Koch, der schwäbische Maler Gottlieb Schick, der Bildhauer Keller, der Berliner Bildhauer Friedrich Tieck, die Maler Wilhelm Schadow und Overbeck. In einem Briefe vom 24. Dezember 1817 an die Dichterin Friederike Brun gibt uns Frau von Humboldt ein Bild von dem ihr befreundeten Künstlerkreis[3]. Ihre Tochter Gabriele schreibt in einem Brief vom 24. Februar 1819 an ihren Verlobten Heinrich von Bülow, daß der Geburtstag der Mutter von den befreundeten Künstlern zu einem großen Festtag gestaltet wurde[4]. Auch in der Art und Weise, wie Frau von Humboldt über die Kunstdenkmäler Italiens schreibt, offenbart sie ein feines künstlerisches Verständnis.

---

[1] von Heldburg, Helene: a. a. O. S. 49.
[2] v. Bülow, Gabriele: Ein Lebensbild. 17. Aufl. Berlin 1917.
[3] v. Bülow, Gabriele: a. a. O. S. 147.
[4] v. Bülow, Gabriele: a. a. O. S. 160.

Eine Freundin der Poesie, der bildenden Kunst und Musik war auch Marianne Wolff, die Gattin Karl Immermanns. Sie wurde am 8. September 1819 zu Magdeburg geboren als Tochter des Arztes Eduard Niemeyer. Vom Vater erbte sie die Liebe zur Kunst. Dieser hatte sich auserlesene Kupferstiche in großer Zahl erworben. Die Musik half ihm oft über schwere Stunden hinweg. Durch die Ehe mit Karl Immermann wurde ihr Verständnis für die Poesie gefördert. Was er an Wissen sich erworben, was sein forschender Geist sich angeeignet, was seine Phantasie gestaltet hatte, damit suchte er seine Gattin zu bereichern. Eine edle Geselligkeit mit hervorragenden Persönlichkeiten, die Liebe zur Musik und Poesie hatten, wurde im Hause Immermanns gepflegt. Leider war ihr dieses Glück nur ein Jahr beschert. 1840 starb Immermann, wenige Tage nach der Geburt seines ersten Kindes. Die Poesie wurde die Trösterin der jungen Witwe. In einem Brief an Ludwig Tieck vom 31. Oktober 1846 schreibt sie: „. . . je mehr die Natur uns in ihr geheimes Wirken blicken läßt und die Poesie ihre ewige Jugend in alten und neuen Schöpfungen ihrer Lieblinge offenbart, desto mehr empfindet man den Reichtum des Daseins, auch wenn das Leben uns frühe Entbehrungen zuteilte[1].“

1847 verheiratete sich Marianne mit dem Eisenbahndirektor Guido Wolff in Hamburg. Auch er hatte ein offenes Auge für die Welt des Schönen und besaß besonders eine starke musikalische Begabung. Literatur und Musik fanden in seinem Hause Pflege und Förderung. Mariannes kunstliebende Seele fand so auch in ihrem neuen Heim Belebung und Bereicherung.

Malwida von Meysenbug war auch eine Frauenseele, die von stärkster Liebe zur Lektüre, zum Theater, zur Musik erfüllt war. Kunst war für sie eine unentbehrliche Lebensbedingung, „der Weg zur sittlichen Vollendung“[2]. Die Begeisterung für die schönen Künste war wohl ein Erbstück von der Mutter Ernestine Hansel, die aus einem gebildeten bürgerlichen Hause stammte und dem Kreise Humboldts, Schleiermachers und Rahel Varnhagens nahe stand. Im Elternhause herrschte ein geistig angeregtes Leben, besonders wurde dort die Musik gepflegt, indem regelmäßige Aufführungen stattfanden. Der Vater Malwidas war Hofmarschall des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen-Kassel. Sie wurde dort am 28. Oktober 1816 geboren. Sie erinnert sich der großen Freude, die sie als Achtjährige über ein kleines geschenktes Theater hatte. Nur eines träumte sie damals, dereinst eine große Künstlerin zu werden. Die Zeit vom 16. bis

---

[1] Wolff, Marianne: Leben und Briefe. Hamburg 1924. S. 78.

[2] v. Meysenbug, Malwida: Memoiren einer Idealistin. Berlin-Leipzig 1907. 1. Bd. S. 111.

26. Lebensjahr war vor allem der Ausbildung in der Musik gewidmet. Im Winter 1842/43, wo sie in Frankfurt a. M. weilte, nahm sie Malstunden bei Karl Morgenstern. Das Zeichnen war ihr bis jetzt in überraschender Weise gelungen, ohne daß sie eigentlichen Unterricht darin erhalten hatte. Welche Wirkung die Bilder Morgensterns in ihr erzeugten, drücken folgende Worte aus: „Als ich diese Bilder sah, ging eine große Revolution in mir vor[1].“ Sie begriff zum erstenmal, wie Licht, Farbe und Form durch sich selbst und durch ihre Vereinigung die Idee der Schönheit verkörpern. Um den Unterricht bei Karl Morgenstern zu ermöglichen, verkaufte sie einige ihrer Schmucksachen. Mit tiefem Schmerz gab sie die Malstunden auf, durch Vorschrift des Arztes gezwungen, da ihre schwachen Augen zu sehr angestrengt wurden. Während ihres Aufenthaltes in der Hamburger Frauenhochschule (1850—52) las sie Wagners erste Schriften „Oper und Drama“, „Kunst und Revolution“, „Das Kunstwerk der Zukunft“. Der Genius des großen Meisters fesselte sie aufs stärkste. 1855, als sie in England war, lernte sie Wagner persönlich kennen. Sie besuchte jenes Konzert am 26. März, in dem er die Freischütz-Ouvertüre, Szenen aus dem „Lohengrin“ und Beethovens „Neunte Symphonie“ zur Aufführung brachte. 1860 kam sie in Paris wiederum mit Wagner zusammen. Am 22. Mai 1872 weilte sie in Bayreuth zur Grundsteinlegung des Festspielhauses. Im August 1873 kam sie wiederum dorthin. Am schönsten waren die Abende in Wagners Haus, wenn unter seiner Leitung musiziert wurde. Rücksicht auf ihre Gesundheit zwang sie im Winter 1874, Bayreuth zu verlassen und ein südliches Klima aufzusuchen. 1876 kehrte sie zu den Festspielen wieder zurück. Vor ihrem eigentlichen Beginn nahm sie schon an den ersten Proben der „Götterdämmerung“ teil. Der Aufenthalt dort bot ihrer musikempfänglichen Seele unbeschreiblichen Genuß. 1862 sah sie zum erstenmal Rom, wo sie sich 1877 dauernd niederließ. Sie wählte ihre Wohnung in der nächsten Nähe des Colosseums und lebte hier bis zu ihrem Tode am 26. April 1903. Sie führte ein Leben, das der Kunst geweiht war. In ihrem Salon befanden sich die Reproduktionen ihrer Lieblingskünstler in Malerei und Plastik: Raffaels heilige Cäcilia, Rembrandts Jünger von Emmaus, die Venus von Milo, der Merkur von Jean de Bologne, eine Büste von Richard Wagner. Nach einem ruhelosen Wanderleben fand sie in Rom eine Heimat. Italien war ein Lichtland für sie, die alles Schöne und Erhabene liebte.

Aus den Briefen Henriette Feuerbachs können wir auf ihr musikalisches Interesse schließen. Sie wurde am 13. Au-

[1] v. Meysenbug, Malwida: a. a. O. 1. Bd. S. 111.

gust 1812 als Tochter des Pfarrers Johann Alexander Heydenreich in Ermetzhofen bei Steinach in Franken geboren. Die Briefe an ihren Bruder Christian legen in der Hauptsache von ihrem musikalischen Interesse Zeugnis ab. Mit ihm fühlte sie sich durch die gleiche Liebe zur Musik verbunden. Nach Klara Schumanns Urteil verrieten die Kompositionen Christians ein eigenartiges und selbständiges Talent. Leider mußte er seinen Wunsch, Kapellmeister und Komponist zu werden, aufgeben und die juristische Laufbahn einschlagen. Die Liebe zur Musik haben Henriette und ihr Bruder wohl vom Vater geerbt, der musikalisch und dichterisch begabt war. Die Zeitverhältnisse in der Jugend der Geschwister waren aber der Entwicklung eines Künstlertalentes durchaus ungünstig. Das beklagt Henriette in einem Brief an ihren Neffen, den Sohn Christians. Die Künstlerexistenz war für die damalige Zeit fast identisch mit einem Seiltänzerleben. Henriette hatte den Vater schon im zweiten Lebensjahr verloren. Die Mutter hatte kein Verständnis für die künstlerischen Anlagen ihres Kindes. Das musikalische Interesse Henriettens äußerte sich in der Hauptsache als Wohlgefallen an der Musik. Für sie ist Musik „die reinste Kunst", „eine Tochter des Himmels", „eine übersinnliche, unmittelbare Offenbarung des Geistes"[1].

In der Reihe der Frauen, die ein starkes Interesse für Erziehungsfragen haben, müssen wir Henriette Schrader-Breymann nennen, deren Briefe und Tagebücher ihre Schülerin Mary Lyschinska zu einem Lebensbild zusammengestellt hat[2]. Henriette Breymann wurde am 14. September 1827 im Pfarrhause zu Mahlum in Braunschweig geboren. Ihre Mutter, Luise Hoffmann, war eine Cousine Friedrich Fröbels. Henriette hatte erst als Einundzwanzigjährige Gelegenheit, in Fröbels Gedankenwelt tiefer einzudringen. 1848 schickten die Eltern sie nach Keilhau zu Fröbel. Er schaute mit verständnisvollem Blick in ihr Inneres: „Sieh, ich glaube in dir eine suchende Seele zu finden, und ich kann dir vielleicht geben, was du suchst[3]." Henriette schrieb in einem Brief an ihre Eltern: „Ich bin am Wendepunkt meines Daseins angelangt, ich erkenne seinen hohen Zweck, und plötzlich ist es klar vor meinen Augen, was ich will und soll: Mein Leben der Pflege der Kinderseelen widmen[4]." Im Winter 1840/49 nahm sie in Dresden an Kursen Fröbels teil, in denen er junge Mädchen zu Erzieherinnen aus-

---

[1] Uhde-Bernays, Hermann: Henriette Feuerbach. Ihr Leben in ihren Briefen. München 1920. S. 39.
[2] Lyschinska, Mary: Henriette Schrader-Breymann. 2. Aufl. Berlin-Leipzig 1927.
[3] Lyschinska, Mary: Ebda, S. 63.
[4] Lyschinska, Mary: Ebda, S. 64.

bilden wollte. In dieser Zeit trat sie ganz in den Bann Fröbelschen Geistes, sie wurde von glühendem Eifer für seine Sache erfaßt. Fröbel erkannte in ihr die Persönlichkeit, die dazu berufen sei, die Widersprüche in seinem System aufzuheben. 1849 folgte sie Fröbel nach Liebenstein und ging dort ganz in der Arbeit im Kindergarten auf. Ihr erstes selbständiges Werk war die Gründung des Landerziehungsheims in Watzum (1854), wohin ihre Familie inzwischen übergesiedelt war. In dem Pfarrhause, eng verknüpft mit der Familie Breymann, erstand dieses Heim. Henriette stellte sich die Aufgabe, jungen Mädchen eine harmonische Ausbildung der seelischen und körperlichen Kräfte zu geben. Mit dem Heim war ein Kindergarten verbunden, später wurde eine Fortbildungsklasse eingerichtet, die ermöglichte, sich auf den Beruf der Kindergärtnerin und Lehrerin vorzubereiten. Welcher Geist in diesem Erziehungsheim waltete, sagt uns Eugenie Schumann, die von 1866—1868 Schülerin in Watzum war: „Sie (Henriette Breymann) ließ uns teilnehmen an allem, was sie und die Ihrigen betraf; ebenso nahm sie wärmsten Anteil an den Erlebnissen und Verhältnissen ihrer Schutzbefohlenen . . . Unser Verhältnis zu ihr ruhte auf der Grundlage gegenseitigen Vertrauens und wir wußten, daß wir bei allen Ansprüchen, die sie an uns stellte — und es waren stets die höchsten — doch eine milde Richterin und gütige Freundin an ihr fanden[1].“

Seit 1868 hatte Henriette Breymann einen treuen, einsichtigen Freund in Karl Schrader gefunden, der Direktor der Anhalter Bahn in Berlin war. Sie vermählte sich mit ihm 1873. In Berlin schuf Henriette Schrader ein Werk, das Weltruf erlangt hat: Das Pestalozzi-Fröbelhaus, das die verschiedensten Anstalten umfaßt: einen Kindergarten, ein Kindergärtnerinnenseminar, eine Arbeiterschule, in der Schulkinder Handfertigkeitsunterricht erhalten. Dem Kindergarten gliederte sich eine Vermittlungsklasse an, die den Übergang zwischen ihm und der Arbeiterschule bilden sollte. Heranwachsende Mädchen konnten in einer Kochschule ihre Ausbildung erwerben. Henriette Schrader führte in Winterkursen Frauen und Mädchen in pädagogische Fragen und Probleme ein. Wir können in der Einrichtung des Pestalozzi-Fröbelhauses eine Vorstufe der „Pädagogischen Hochschule für Frauen“ sehen.

Als Frau, die ein reges politisches Interesse zeigte schon in einer Zeit, da ihrem Geschlecht noch keinerlei Anteil an der Politik gegeben war, nenne ich Caroline von Humboldt. Sie hat mit ganzer Seele an den Ereignissen der Befreiungskriege

[1] Schumann, Eugenie: Erinnerungen. Stuttgart 1927. S. 58.

teilgenommen. In einem Brief vom 19. Juli 1813 schrieb sie an ihren Gatten: „Bis zu Deinem 50. Jahr Dich wenigstens Preußen zu geben, halte ich für eine unerläßliche Pflicht, zumal in so gewaltiger und ernster Zeit. Ich wünsche es aus reinem Interesse für das Gute[1].“ Humboldt war als Vertreter Preußens auf dem Prager Kongreß, der nach den ersten Mißerfolgen im Befreiungskriege 1813 über die Fortführung des Krieges mit oder ohne Österreich entscheiden sollte. Es war ihm ein Bedürfnis, mit seiner Gattin über diese wichtigen Ereignisse zu sprechen, weil sie mit der größten Einsicht über die Dinge urteilen konnte. Sie suchte während der Prager Verhandlungen in Humboldt stets den Gedanken lebendig zu erhalten, daß dieser Krieg getragen würde von Tausenden, die opferbereit für ihre Freiheit eintreten wollten. In ihr war die Überzeugung lebendig, daß Österreich im neuen Deutschland nicht die Vormacht sein kann, da ihm die staatenbildende nationale Kraft fehle. Sie beeinflußte Humboldt sehr stark zu einer entschiedenen Vertretung der preußischen Sache, da sie Preußen die Führung in Deutschland zuerkannte. Sie fühlte das Wachsen des deutschen Nationalbewußtseins und sah mit politischem Weitblick, daß die Erweiterung der inneren Freiheit und Selbstverwaltung, die Forderung der Konstitution, eine notwendige Folge der Volkserhebung sein würde. Einen Gegner dieser Bestrebungen des Volkes erblickte sie in Metternich, der dem Macchiavellismus huldigte.

Mit der größten Spannung verfolgte sie auch die Verhandlungen des Wiener Kongresses. Sie forderte eine Schwächung der Macht des Königreiches Sachsen, das bis zur Besiegung Napoleons am französischen Bündnis festgehalten hatte. Sie sah, daß Preußen durch die Bestimmungen des Wiener Kongresses an Land und Bevölkerung zwar zugenommen hatte, daß es aber kein zusammenhängendes Gebiet bildete, sondern aus zwei durch Hannover und Hessen getrennten Ländermassen bestand, wodurch der Grund zu späteren Verwicklungen gelegt würde.

Frauen, die ein reges Interesse für historische Ereignisse zeigen, sind auch: Prinzessin Felix zu Salm-Salm und Gräfin Sophie von Schwerin.

Prinzessin Felix zu Salm-Salm teilt in ihren Erinnerungen[2] mit, was sie an politischen Ereignissen gesehen und beobachtet hat in den 10 Jahren ihrer Ehe (1862—72) mit dem Prinzen Felix Salm. In diese Periode fällt der große amerikanische Bürgerkrieg, das traurige Ende Kaiser Maximilians in Mexiko, der Sturz der Napoleonischen Herrschaft in Frankreich. Den Amerikani-

---

[1] v. Bülow, Gabriele: Ein Lebensbild. 17. Aufl. Berlin 1917. S. 81.

[2] Zu Salm-Salm, Prinzessin Felix: Zehn Jahre aus meinem Leben. 2. Aufl. 1875.

schen Krieg machte Prinz Felix selbst mit, die Prinzessin war seine Begleiterin, sie folgte ihm ebenfalls nach Mexiko und war während des französischen Krieges 1870 von Anfang bis zu seinem Ende bei der Armee.

Gräfin Sophie von Schwerin schildert in ihren Denkwürdigkeiten[1] die schwere Not des Vaterlandes nach der Niederlage von 1806—7 und die Erhebung in den Befreiungskriegen.

Hedwig von Bismarck, die Cousine des Reichskanzlers, gibt uns in ihren „Erinnerungen“[2] ein Bild von ihrer Kindheit und Jugend und vor allem von den Ereignissen der Jahre 1848 und 1870/71.

Die Memoiren der Bertha von Suttner[3] zeigen ihre Verfasserin in der Hauptsache als Trägerin der Friedensbewegung. Bertha Suttner wurde am 9. Juni 1843 in Prag geboren als Tocher des Feldmarschalls und Grafen Kinsky. Ihre Mutter war eine geborene von Körner und stammte aus der Familie Theodor Körners. Bertha von Suttner legt in ihren Memoiren dar, daß ihre Abneigung gegen den Krieg erwachsen sei aus naturwissenschaftlichen und sozialen Studien. Sie gründete 1891 die Österreichische Friedensgesellschaft. Kurze Zeit nach dem Entstehen dieses Vereins besuchte sie als dessen Vertreterin den Friedenskongreß in Rom. 1892 gründete sie die Monatsschrift „Die Waffen nieder“. 1889 war der gleichnamige Roman erschienen, in dem sie als Anklägerin des Krieges und der großen Rüstungen auftritt. Sie schrieb in der Folgezeit noch zahlreiche Aufsätze und Skizzen über Krieg und Frieden für die Presse Österreichs, Deutschlands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten. In den meisten von ihr erschienenen Büchern behandelt sie in einzelnen Kapiteln die Probleme Krieg und Frieden. Auf Kongressen hielt sie Vorträge, so 1911 in München, später in Berlin, Wien, Budapest. Sie wurde Ehrenmitglied der internationalen Friedens- und Freiheitsliga, Vizepräsidentin des internationalen Friedensbüros in Bern.

Die Autobiographien führen uns Frauen vor, die von den Bestrebungen der Frauenbewegung erfaßt sind. Es sind vor allem zu nennen: Malwida von Meysenbug, Lily Braun, Minna Cauer, Käthe Schirmacher, Helene Lange, Pauline Herber. Sie alle fordern weibliche Mitgestaltung im Kulturleben. Sie verfolgen jene Ziele, die Gertrud Bäumer in die Worte faßt: „Frauenbewegung ist im Kern das Suchen der Frauen nach Ein-

---

[1] v. Schwerin, Sophie: Vor hundert Jahren. Berlin 1909.
[2] v. Bismarck, Hedwig: Erinnerungen aus dem Leben einer Fünfundneunzigjährigen. Halle 1910.
[3] v. Suttner, Bertha: Memoiren. Stuttgart-Leipzig 1909.

ordnung ihrer Kraft in die Kulturwelt“[1]; oder: „Kern der Frauenbewegung ist der Glaube, daß es auch der Frau wesentlich ist, soziale Lebensordnungen zu gestalten und die objektive Kultur zu prägen, daß sie eine eigene geistige Schöpferkraft hat und sie in bestimmten Kulturgebilden verkörpert[2].“

Die Frauenbewegung verläuft in zwei Richtungen. Die eine geht darauf hinaus, die Stellung der Frau im öffentlichen Leben zu verbessern. Sie tritt für Frauenrechte ein, kämpft für die Gleichberechtigung der Frau mit dem Mann. Von diesem Gesichtspunkt aus ist das Interesse für die Frauenbewegung ein Teil des politischen. Für die zweite Richtung der Frauenbewegung steht die Bildungsfrage im Mittelpunkt. Sie will eine gründliche vertiefte Bildung in wissenschaftlichen, künstlerischen und technischen Fächern erwirken. Beide Strömungen stehen jedoch im engen Zusammenhang miteinander. Damit die Frau nämlich fähig wird, am öffentlichen Leben teilzunehmen, bedarf sie eben einer guten und gründlichen Ausbildung.

Zu den Frauen, die mehr für die politischen Rechte ihres Geschlechtes eintreten, gehören Malwida von Meysenbug, Käthe Schirmacher, Minna Cauer und Lily Braun. Auf die Ideenwelt der beiden ersten Frauen gehe ich später ein, wenn ich von der Entwicklung ihres politischen Interesses sprechen werde.

Da Minna Cauer ihr Augenmerk besonders auf die politische Betätigung der Frau richtete, kämpfte sie für die Verleihung des Stimmrechtes an die Frauen schon zu einer Zeit, wo den meisten dieser Gedanke noch fern lag. Aus ihren Tagebuchblättern[3] können wir uns ein Bild machen von ihrer politischen Gedankenwelt. Sie wurde am 1. November 1841 in Freyenstein in der Ostprignitz als Tochter des Pfarrers Schelle geboren. Vieles, was sie zur politischen Führerin geeignet machte, verdankt sie ihrer Ehe mit Eduard Cauer, Gymnasialdirektor in Hamm in Westfalen, der sich unter Ranke geschichtlichen Studien gewidmet hatte. Von ihm empfing sie ihre Begeisterung für eine freiheitliche Entwicklung des Volkslebens. Durch ihn trat sie zu führenden liberalen Politikern in Beziehung. Nach dem Tode ihres Gatten 1881 fand sie in seinem Tagebuch eine Notiz, die für sie das Gebot enthielt, das Leben der Frauen in der Vergangenheit zu erforschen. Hier haben wir den entscheidenden Augenblick in ihrem Leben, der sie zur Führerin in der Frauenbewegung machte. In der Tagebuchaufzeichnung vom 13. Okt. 1888 lesen wir: „Ich stehe inmitten der Frauenbewegung, und mein ganzes Sein, möchte ich sagen, konzentriert sich jetzt

---

[1] Bäumer, Gertrud: Die seelische Krisis. 2. Aufl. Berlin 1924. S. 172.
[2] Ebda. a. a. O. S. 185.
[3] Cauer, Minna: Leben und Werk. Gotha, Stuttgart 1925.

darauf[1]." Sie wurde zur Vorsitzenden des 1888 in Berlin gegründeten Vereins „Frauenwohl" gewählt. Dieser Verein wollte den Kampf führen um das Recht der Frau auf allen Gebieten. 1895 reichte Minna Cauer zusammen mit Lily von Gizycki, der späteren Frau Otto Braun, eine Petition um das politische Vereinsrecht der Frauen ein. Ihre politische Tätigkeit fand ein reiches Arbeitsfeld in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Dem Reichstag lag gerade der Entwurf zum Bürgerlichen Gesetzbuch vor. Vom Verein „Frauenwohl" aus wurde auf das lebhafteste gearbeitet, um die Ansprüche der Frauen bei der Abfassung des neuen Gesetzbuches geltend zu machen. Zu diesem Zweck fanden unter Minna Cauers Leitung am 16. Februar und 29. Juni 1896 zwei große öffentliche Kundgebungen statt. 1893 gründete der Verein „Frauenwohl" eine gleichnamige Zeitschrift, deren Redaktion Minna Cauer übertragen wurde. 1895 wurde dieses kleine Vereinsblatt zu einer größeren Zeitschrift „Die Frauenbewegung" erweitert. Ein Glanzpunkt in ihrer politischen Tätigkeit war der „Internationale Frauenkongreß" vom 19. bis 26. September 1896 in Berlin, dessen 2. Vorsitzende sie wurde. Von 1902 bis 1909 war sie im Vorstand des Vereins für Frauenstimmrecht. Wohl für keine Organisation hat Minna Cauer so unermüdlich gearbeitet wie für diese. Mit neuer Kraft setzte sie sich für die politischen Rechte der Frau ein, als man im März 1917 im Reichstag an die Verfassungsfragen heranging. In der Tagebuchaufzeichnung vom 31. März 1917 heißt es: „Wir Frauen müssen aufpassen, zur Stelle sein, falls man an das Wahlrecht herangeht[2]." Am 20. Januar 1919, am Tage nach der Wahl zur Nationalversammlung, bei der zum ersten Male die Frauen ihr Wahlrecht ausübten, schrieb sie in ihr Tagebuch: „Rückblickend auf gestern, muß ich sagen, daß es mir doch ein eigentümliches Gefühl war, als ich meinen Wahlzettel in die Urne stecken sah. Ich habe einen Dankbarkeitszettel eingeliefert, Dankbarkeit für das Geschenk[3]." Noch als 78jährige hielt sie einen Vortrag zur Vorbereitung auf die Reichstagswahlen 1919. Ihre Worte waren stets durchdrungen von der Glut begeisterter Überzeugung. Sie verstand es, stürmisch bewegte Versammlungen zu leiten, da sie mit der größten Sicherheit die Massen in der Hand behalten konnte.

Vorübergehende Mitarbeiterin Minna Cauers war Lily Braun. Sie wurde am 2. Juli 1865 auf dem Landgut Pirgallen in Ostpreußen geboren als Tochter des Generals von Kretschman. Als Gattin Georg von Gizyckis trat sie in die Öffentlich-

[1] Cauer, Minna: a. a. O. S. 75.
[2] Cauer, Minna: a. a. O. S. 209.
[3] Cauer, Minna: a. a. O. S. 227/28.

keit. Er regte sie zur Beschäftigung mit der Frauenfrage an, wies sie auf Bebels Buch „Die Frau und der Sozialismus" hin. 1895 hielt sie in Berlin, Breslau und Dresden Vorträge über die Bürgerpflicht der Frau. In der mit Minna Cauer gemeinsam begründeten Zeitschrift „Die Frauenbewegung", wie auch im Vorstand des Vereins „Frauenwohl" setzte sie sich für die politischen und wirtschaftlichen Rechte der Frau ein. In der Ehe mit Heinrich Braun, dem sozialistischen Publizisten, trat sie der sozialdemokratischen Partei bei. Als Schriftstellerin und Rednerin stellte sie sich in ihren Dienst. Es ist verständlich, daß ihr, seitdem sie der Sozialdemokratie angehörte, die Mitarbeit an der bürgerlichen Frauenbewegung untersagt wurde. Ihre Gedanken über die Frauenbewegung legte sie nieder in dem Buch: „Die Frauenfrage, ihre geschichtliche Entwicklung und wirtschaftliche Seite", das 1901 erschien. Nach einem Überblick über die Entwicklung der Frauenfrage bis zum 19. Jahrhundert schildert sie die Lage der erwerbstätigen Frau, behandelt die Motive, aus denen die bürgerliche Frauenbewegung erwuchs und geht auf ihre Stellung zur Arbeiterinnenfrage ein. In all ihren Darlegungen steht sie im Bann des Naturalismus, wie er in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts herrschte.

Führerinnen in der Frauenbewegung, die sich besonders für die Bildungsfrage der Frau einsetzten, waren Helene Lange und Pauline Herber. Das Interesse für die Hebung und Erweiterung der Mädchenbildung durchzieht wie ein roter Faden die Erinnerungen Helene Langes[1]. Sie scheute keinen Weg, war er auch noch so dornenreich und unangenehm, wenn er nur einen Schritt weiter zum Ziel führte. Im folgenden Kapitel werde ich auf diese Wegbahnerin in der deutschen Mädchenbildung noch näher eingehen.

Ähnlich wie Helene Lange, die Gründerin des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, stand auch Pauline Herber[2] an der Spitze einer großen weiblichen Berufsorganisation, des Vereins Katholischer Deutscher Lehrerinnen. Sie wurde am 19. Februar 1852 in Idstein im Taunus geboren und starb am 28. Juli 1921 in Boppard. 1871 bestand sie in Montabaur das Lehrerinnenexamen. Bis 1876 war sie in englischen und französischen Familien Erzieherin. Sie war dann an der Volksschule in Montabaur und am dortigen Seminar tätig. 1885 wurde sie an das Lehrerinnenseminar nach Saarburg berufen, wo sie sich mit ganzer Kraft für ihre Aufgabe einsetzte, Jugenderzieherinnen heranzubilden. Im Jahre 1881 trug sie zum erstenmal ihre Ge-

---

[1] Lange, Helene: Lebenserinnerungen. Berlin 1928.
[2] Herber, Pauline: Ein Lebensbild, herausg. von Elisabeth Mleinek. Paderborn 1922.

danken über Mädchenbildungsfragen vor einem größeren Kreise von Lehrerinnen in Limburg a. d. Lahn vor. Im September 1885 rief sie die Lehrerinnen zur Gründung eines Vereins nach Moselweiß bei Koblenz zusammen. Innerhalb dieser Organisation setzte sie sich für die Fragen des weiblichen Erziehungs- und Unterrichtswesens ein. Sie glaubte an die schöpferische Kraft in der Frau. Sie verlangte Anpassung der Schule an die weibliche Eigenart, eine Erziehung, die die weibliche Jugend in die moderne Geisteskultur hineinführte, die ihren Gesichtskreis weitete, die Frauenleben verankerte mit den Gebieten geistiger Schöpfungen. Sie war von dem Gedanken beseelt, daß auf die Ausbildung der zukünftigen Lehrerin die größte Sorgfalt verwendet werden müsse, damit diese ihrer Aufgabe gewachsen sei, eine vertiefte Mädchenbildung zu vermitteln.

Zu den Frauen, die ein starkes Interesse daran haben, daß ihrem Geschlecht wissenschaftliche Ausbildung vermittelt wird, gehört auch die Dichterin Ilse von Stach[1]. Sie wurde am 17. Februar 1879 auf Haus Pröbsting bei Borken in Westfalen als Tochter des Rittergutsbesitzers Baron Stach von Goltzheim geboren. Sie lebte mehrere Jahre in Berlin, Rom, Leipzig und seit 1920 in Münster in Westfalen. Schon früh zeigte sich in ihr Begabung für das wissenschaftliche Studium, das ihr aber, so sehr ihr Geist danach verlangte, den Anschauungen der Zeit gemäß nicht gegeben wurde. Sie setzt sich darum ein für die Bestrebungen der jungen Frauengeneration, die am wissenschaftlichen Leben Anteil nehmen darf. Anklage gegen Anschauungen und Konventionen, die der Frau nicht die volle Gleichberechtigung auf allen Gebieten mit dem Mann geben, erhebt sie vor allem in ihrem Buch „Die Frauen von Korinth", das 1929 erschien.

Durch eine Gruppe von Autobiographien zieht wie eine feine Melodie die Liebe zur Familie, das Glück der Familienverbundenheit ihrer Verfasserinnen. Die Frauen, die in diesen Selbstdarstellungen zu uns sprechen, sind aufs innigste verwachsen mit ihrer Familie, sind durchdrungen von echtem Familiensinn. Sie erleben in sich die Werte von Heimat und Heim, von der Verbundenheit mit Angehörigen und Freunden, sie erfreuen sich am stillen Walten im trauten Familienleben. Ihre Gedanken kreisen um das Glück der Familienmitglieder, das Vorwärtskommen der Kinder, ihre Erziehung, um das Leben der Vorfahren, um die Gestaltung des Heims. Sie schaffen in ihrem Kreis große seelische Werte: Weckung des Gemütslebens, Erneuerung und Pflege des Familiensinns, der Gemütlichkeit und Geselligkeit. In

[1] von Stach, Ilse: Selbstporträt, in „Schönere Zukunft", Nr. 12, 13, 14, Jahrg. 1929/30.

ihrem Hauswesen müssen sich Familienmitglieder und Freunde des Hauses heimisch fühlen. Bei diesen Frauen waltet das Gefühl der Mütterlichkeit vor, jener Urstrom der Frauenseele, der sich aus einem reichen Gemütsleben ergießt.

Die Briefe Henriette Feuerbachs[1] zeugen von der Sorge dieser Frau für ihren Gatten, den Archäologen Anselm Feuerbach, mit dem sie sich 1834 vermählte, von der Liebe zu den beiden Kindern Anselm und Emilie aus der ersten Ehe Feuerbachs. Mit sorgendem Mutterauge verfolgte sie die Entwicklung ihres Sohnes Anselm, des berühmten Malers, durchlebte mit ihm die bittere Tragik seines Künstlerdaseins. Opfergeist, Empfindungsfähigkeit und seelisches Einfühlungsvermögen gehen in dieser Frau eine wunderbare Verbindung ein.

Die „Lebenserinnerungen" Adelheid Sturms[2] können wir geradezu als Familienerinnerungen bezeichnen. Mit aufmerksamem Auge und warmem Herzen nahm sie teil am Leben ihrer Eltern, Schwestern, ihres Gatten und ihrer Kinder. Sie war die Tochter Heinrich Deinhardts, der um 1840 Oberlehrer am Gymnasium in Wittenberg und später Direktor am Gymnasium in Bromberg war. In ihren „Erinnerungen" schildert sie das Familienleben im elterlichen Hause als das denkbar glücklichste, „wie es eben sein kann, wenn man die sanfteste, liebevollste Mutter hat und einen bedeutenden Vater, der trotz seines großen Amtes, trotz seiner opferwilligen Tätigkeit für nationale und humane Zwecke jeder Art noch Zeit und frohe Laune hat, sich seiner Familie abends zu widmen"[3]. 1868 vermählte sie sich mit Rudolf Sturm, Lehrer am Bromberger Gymnasium, später Professor für Mathematik am Darmstädter Polytechnikum, an der Akademie in Münster in Westfalen und an der Universität in Breslau. Wie aus ihren „Erinnerungen" hervorgeht, war in ihrem Leben der seelische Zusammenhang zwischen Elternhaus und der selbstgegründeten Familie ein besonders inniger und gab ihr ein Gefühl des Glückes und der Befriedigung.

Die Briefe Johanna von Bismarcks[4], der Gattin des Reichskanzlers, erschließen ihren tiefen Sinn für die Pflege der verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen. Am 11. April 1824 wurde sie, eine geborene von Puttkamer, zu Viartlum in Pommern geboren. Sie gewährt uns in ihren Briefen einen Einblick in ihren Familienkreis, erzählt von den Leiden und

---

[1] Uhde-Bernays, Hermann: Henriette Feuerbach. Ihr Leben in ihren Briefen. München 1920.

[2] Sturm, Adelheid: Lebenserinnerungen einer Professorenfrau. Breslau 1912.

[3] Sturm, Adelheid: a. a. O. S. 12.

[4] v. Bismarck, Johanna: Ein Lebensbild in Briefen. 2. Aufl. Berlin-Stuttgart 1915.

Freuden seiner Mitglieder, von Geselligkeiten und Reisen. Selbstlos und anspruchslos für sich, aufopfernd und sorgend für ihre Lieben, war sie der Mittelpunkt, das Herz ihres Hauses. Vor allem lag ihr das Wohlergehen ihres Gatten am Herzen. Was Bismarck seiner Gattin verdankte, sagen am besten seine eigenen Worte: „Sie ahnen nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat[1]!“, und die Worte seines ältesten Sohnes: „Mein Vater hätte sein anstrengendes Leben gar nicht ertragen, wenn er sie nicht gehabt: dies treue Herz, diese unermüdete Fürsorge, dies tiefe Ausruhen bei ihr[2].“

Als eine besondere Gruppe heben sich die Selbstdarstellungen mancher Frauen aus adeligen Kreisen ab, die im wesentlichen nur über die Tradition ihrer Familien berichten. Hier ist vor allem zu nennen: Fürstin Marie zu Erbach-Schönberg[3], die am 15. Juni 1852 geboren wurde. Ihre Eltern waren Alexander, Prinz von Hessen und bei Rhein, und Julie, Prinzessin von Battenberg.

In das Leben der Familie des Herzogs Emil August von Sachsen-Gotha und Altenburg führen uns die Briefe seiner Tochter Luise, der Herzogin von Koburg-Saalfeld[4], der Urgroßmutter mütterlicherseits Kaiser Wilhelms II. ein. Sie wurde am 21. Dezember 1800 auf Schloß Friedenstein in Gotha geboren. 1817 vermählte sie sich mit Herzog Ernst von Koburg-Saalfeld. Ihre Kinder waren die Prinzen Ernst und Albert, letzterer wurde der spätere Prinzgemahl der Königin Viktoria von England.

An dieser Stelle muß ich auch die „Erinnerungen“ der Kronprinzessin Cecilie[5] nennen. Sie erzählt von ihren Kinder- und Jugendjahren, die sie im Schloß zu Schwerin zubrachte, wo sie am 20. September 1886 geboren wurde. Am 6. Juni 1905 fand ihre Vermählung mit dem deutschen Kronprinzen statt. Sie erwähnt kurz die Revolutionstage 1918, die ihren Lebensweg vollständig in andere Bahnen brachten, und den Heimgang der Kaiserin. Ihr ferneres Streben soll darin bestehen, „über alle politischen Wirrnisse und über allen Parteihader hinweg[6], . . . ihre Kinder „zu deutschen Männern und Frauen zu erziehen“[7].

---

[1] u. [2] v. Sell, Sophie, Charlotte: Fürst Bismarcks Frau. Berlin 1914. S. VIII.

[3] v. Erbach-Schönberg, Marie: Entscheidende Jahre. Aus meiner Kindheit und Mädchenzeit. Braunschweig 1921.

v. Erbach-Schönberg, Marie: Erklungenes und Verklungenes. Darmstadt 1923.

[4] v. Ebart, Paul: Luise, Herzogin von Sachsen-Koburg-Saalfeld. Ein Lebensbild in Briefen derselben. Minden 1903.

[5] Kronprinzessin Cecilie: Erinnerungen, Leipzig 1930.

[6] Kronprinzessin Cecilie: a. a. O. S. 220/21.

Verschiedene Frauen stellen mit besonderer Vorliebe in ihren Autobiographien Persönlichkeiten dar, mit denen das Leben sie zusammenbrachte. Henriette Herz gibt in ihren Erinnerungen[1] ein anschauliches Bild des Altberliner Gesellschaftslebens. Es ist die Zeit der Auseinandersetzung zwischen Rationalismus und Romantik in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts. Das Herzsche Haus bildete einen Sammelpunkt des geistigen Lebens. Fast jeder bedeutende Mensch, der nach Berlin kam, besuchte dieses Haus. Henriette Herz war eine Jüdin portugiesischer Herkunft. Sie wurde am 5. September 1764 in Berlin geboren. Ihr Vater war der Arzt de Lemos. Henriette wurde 1779 mit dem Arzt und Philosophen Markus Herz verheiratet. Seit 1777 hielt dieser in seiner Wohnung philosophische Vorlesungen, brachte den Berlinern Kant nahe und somit die neue Weltanschauung des klassischen Zeitalters. Mit den vorzüglichsten Menschen Berlins lebte Henriette in geselligem Verkehr. Sie nennt vor allem den schwedischen Diplomaten Brinckmann, der Legationssekretär bei der schwedischen Gesandtschaft in Berlin war, Franz Michael Leuchtenring, der von Darmstadt, wo er Erzieher des Erbprinzen gewesen war, nach Berlin kam und dort für kurze Zeit mit der Erziehung Friedrich Wilhelms, des späteren Königs Friedrich Wilhelm betraut wurde, den dänischen Gesandten Graf Christian Bernstorff, Alexander und Wilhelm von Humboldt, Christian Wilhelm Dohm, der Geheimrat im Auswärtigen Amt war und in seiner 1781 erschienenen Schrift „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden" für die Aufhebung der den Juden gegenüber angewandten Ausnahmegesetze eintrat, den Aufklärungsphilosophen Johann Jakob Engel, Dorothea Veit, Tochter von Moses Mendelssohn, spätere Gattin Friedrich Schlegels, Marianne Schadow und Schleiermacher.

In Lily Partheys Tagebüchern[2] zieht an uns die Berliner Biedermeierzeit vorüber. Lily Parthey war eine Enkelin Friedrich Nicolais. Sie wurde am 2. Oktober 1800 geboren und starb 1829. Hatte auch in dieser Zeit eine nüchterne Lebensauffassung sich durchgesetzt, so machten sich doch noch die Nachklänge der Romantik geltend. Es lebten noch Tieck, die beiden Schlegel, de la Motte Fouqué, Achim von Arnim, Brentano und Eichendorff. Auch Gelehrte verkehrten im Kreise der Familie Parthey: Alexander von Humboldt, Hegel, Schleiermacher, der Geograph Karl Ritter.

Ähnlich wie die Erinnerungen der Henriette Herz und die Tagebücher Lily Partheys ein Stück aus dem Berliner Kultur-

[1] Landsberg Hans: Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Zeit. Weimar 1913.

[2] Parthey, Lily: Tagebücher aus der Berliner Biedermeierzeit. Herausgegeben von Bernhard Lepsius. Berlin-Leipzig 1926.

und Geistesleben spiegeln, hat Caroline Pichler in ihren „Denkwürdigkeiten“[1] Wiener Leben und Gesellschaft charakterisiert. Sie stellt manche Einzelheiten dar aus der Zeit Maria Theresias, Josephs II. und der Wiener Romantik.

Rosalie Braun-Artaria, die 1840 in Mannheim als Tochter des Kunsthändlers Stephan Artaria geboren wurde, führt uns in ihren Erinnerungen[2] jene bedeutenden Menschen vor, mit denen sie von Jugend an im freundschaftlichen Verkehr stand. 1860 vermählte sie sich mit Julius Braun, der in demselben Jahr in Tübingen außerordentlicher Professor für Kunstgeschichte geworden war. Sie nennt in ihren Erinnerungen besonders folgende Persönlichkeiten: den Dichter Viktor Scheffel, Henriette Feuerbach, die Schriftstellerin Ottilie Wildermuth, Geibel, Schwind, Robert von Mohl, der Gesandter Badens am Münchener Hof war, und seine Tochter, Frau Anna von Helmholtz.

Die vorangegangenen Darlegungen lassen erkennen, wie die verschiedensten Selbstdarstellungen bekunden, daß Frauen das Wertreich der Kultur erlebten, daß in ihnen jene Kraft der Seele lebendig war, die zur Hingabe an ideale Güter befähigt und für sie Schwierigkeiten ertragen kann. Unsere deutsche Geistesgeschichte ist reich an Frauen, die wuchsen in geistiger Lebensfülle, die aufgeschlossen waren für die mannigfachsten Probleme, die tatkräftig sich hineinstellten in ein wertschaffendes Leben.

Das Wertvolle mancher Autobiographien liegt darin, daß sie in psychologisch geschickter Weise die Ursachen kennzeichnen, die Entwicklung und Gestaltung der Interessen ihrer Verfasser bestimmten. Es handelt sich dabei besonders um zwei Faktoren: Veranlagung des Individuums und sein Milieu. Mit Recht urteilt daher Lunk:„Die spezifisch individuellen Interessen . . . verdanken ihre Entstehung gleichermaßen inneren psychischen und äußeren Umgebungsfaktoren[3].“

Die Interessen sind also zunächst in den Anlagen als in ihren inneren Bedingtheiten verankert. Lunk betont ausdrücklich, daß „ohne das Bildungsstreben der Anlagen . . . keine Interessen als richtungsbestimmte Dauerbetätigungen hervorgehen“[4] können. Eggersdorfer spricht geradezu von einer „Interessenbegabung“[5]. Daß eine starke Beziehung zwischen innerer

---

[1] Pichler, Caroline: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. 2 Bände. München 1914.

[2] Braun-Artaria, Rosalie: Von berühmten Zeitgenossen. Lebenserinnerungen einer Siebzigerin. München 1920.

[3] Lunk, G.: Das Interesse. 2. Bd. Leipzig 1927. S. 45.

[4] Lunk, G.: Das Interesse. 2. Bd. Leipzig 1927. S. 51.

[5] Eggersdorfer, Franz: Jugendbildung. 2. Aufl. München 1929. Seite 60.

Veranlagung und dem sich äußernden Interesse besteht, sehen wir daraus, daß uns in erster Linie nur das interessiert, was in unserm Innern verwandte Züge findet, das gleichsam durch Fäden mit unserer Seele verknüpft ist. Marianne Wolff bekennt: „Von Poesie und Schönheit, von allem Geistigen, das eine Faser meiner Seele berührt, da lasse ich nicht, — das sind die Elemente, aus denen ich geboren[1].“ Hinsichtlich der Begabung müssen wir verschiedene Grade unterscheiden. Sie kann uns einmal befähigen zum Erleben, zum Eindringen in ein Kunstwerk, zum rezeptiven Kunstgenießen, zum Verstehen theoretischer Gedankengänge. Ein höherer Grad der Begabung ist der, wenn sie zum produktiven Schaffen führt. Wie weit diese beiden Arten auseinandergehen können, will ich an einem Beispiel veranschaulichen. Eine Frauennatur wie Frieda Duensing, die nach innerer Gestaltung und Formung trachtete, fand im Kunstwerk den Ausdruck organischer Einheit. Ihr tiefes, reiches, lebendiges Innenleben befähigte sie zum Einfühlen, Eindringen in ein Kunstwerk, zum Nachempfinden seines Gehaltes. Ihre tiefe Verinnerlichung ermöglichte eine Verschmelzung ihrer Seele mit der Idee des Kunstwerkes. Sie wußte Formen- und Linienspiel durch Hineinleben der eigenen Gedanken und Gefühle, in Durchdringung und Durchflutung mit eigenem Leben zu deuten. Sie konnte sagen: „Immer, wo ich Schönheit und Kunst finde, fällt alles Fremde ab und ich bin zu Hause[2].“ In der Dresdener Gemäldegalerie wurde sie überwältigt von dem Eindruck, den die Sixtinische Madonna auf sie ausübte. Im Louvre in Paris erlebte sie die Griechengestalten in ihrer Formvollendung. „. . . was für Genuß und Stärkung haben sie (die Marmorbilder im Louvre) mir gewährt, wie haben sie mich geläutert und durch ihre Verklärung mich selbst, mein Auge und Herz verklärt. Sie besitzen eine göttliche Lebenskraft, sie machen rein und fromm und innerlich still[3].“ Auch in den Gehalt literarischer Kunstwerke vermochte sie einzudringen, wie z. B. eine Beurteilung von Byrons „Manfred“[4] oder der Werke Brownings[5] zeigt. Für das rezeptive Kunstgenießen reichte ihre Begabung aus. Wo es aber hieß, künstlerisch produktiv zu schaffen, da versagte sie. Es war geradezu eine Tragik in ihrem Leben, das künstlerische Schaffen, den Beruf der Schriftstellerin, ein Lebensziel, dem ihr ganzes Interesse sich zuwandte, aufgeben zu müssen, da die Gestaltungskraft zu schwach war. In der Tagebuchaufzeichnung vom

---

[1] Wolff, Marianne: Leben und Briefe. Hamburg 1924. S. 101.
[2] Duensing, Frieda: Ein Buch der Erinnerung. 2. Aufl. Berlin 1923. Seite 82.
[3] Duensing, Frieda: a. a. O. S. 88.
[4] Duensing, Frieda: a. a. O. S. 41.
[5] Duensing, Frieda: a. a. O. S. 155.

3. Oktober 1887 heißt es: „Kann ich eine Schriftstellerin werden? Nein, ich kann wohl sehen, konzipieren, aber nicht gestalten[1].“ Am 25. Oktober 1887 schreibt sie, 23 Jahre alt, in ihr Tagebuch: „Ich habe wieder schmerzlich den Mangel an Gestaltungskraft empfunden. Ich habe eine Fülle von Ideen und Gedanken, manchmal großen und guten, so wie ich sie aber in ein Gewand hüllen will, entschlüpfen sie mir[2].“ In einer anderen Tagebuchaufzeichnung sagt sie: „Wie oft sage ich mir beim Lesen eines guten Buches, hättest du das machen können? Ja, so groß ist dieser Wunsch, daß ich der Befriedigung desselben jedes Opfer zu bringen bereit wäre[3].“ Wir sehen hier klar, soll ein Interesse sich im aktiven Schaffen offenbaren, dann ist eine direkte produktive Begabung erforderlich.

So hatte auch Malwida von Meysenbug für das Malen ein entschiedenes Talent, das sie zum Ausüben dieser Kunst befähigte, der Musik brachte sie nur ein tiefes Verständnis entgegen. Sie spricht sich in ihren Memoiren deutlich aus über ihr Verhältnis zu beiden Künsten. „Die Malerei war immer zur Ausübung meine liebste Kunst gewesen, weil ich entschiedenes Talent dazu hatte. Musik war ein Bedürfnis meiner Seele, ich trank sie ein in vollen Zügen, wie man Lebensluft trinkt, aber ich hörte sie noch lieber, gab mich ihr ganz hin, als wenn ich sie selbst ausführte; denn ich hatte wenig Geschick in den Händen und mußte ermüdende und langwierige Studien machen, um etwas so ausführen zu können, wie es meiner Seele vorschwebte[4].“ Wie ihre tiefe Erlebnisfähigkeit Musik empfand, sagen auch folgende Zeilen, die Begeisterung über Wagnersche Musik zum Ausdruck bringen: „Ich . . . fühlte mich wie in einem seligen Traum befangen, als ich diese Klänge vernahm, die eine andere schönere Welt . . . vor mir aufschlossen, eine Welt, wie sie in den heiligsten Träumen mir vorschwebte[5].“ Gerade die letzten Worte besagen, daß die Musik die Sprache ihrer Seele war. Ein Leben ohne Musik schien ihr wie eine Wanderung durch die Wüste ohne die Erquickung des himmlischen Manna.

Marianne Wolff schreibt in einem Brief an Ludwig Tieck vom 2. September 1845: „Die Natur hat mir vieles versagt, womit sie andere freundlich ausstattet, namentlich alles ausübende Talent, mich dafür aber mit lebhafter Empfänglichkeit beschenkt, durch die ich das Glück, einer reichen spendenden Natur wie der Ihrigen zu begegnen, voll und ganz zu würdigen weiß[6].“

---

[1] Duensing, Frieda: a. a. O. S. 35.
[2] Duensing, Frieda: a. a. O. S. 41.
[3] Duensing, Frieda: a. a. O. S. 35.
[4] v. Meysenbug, Malwida: a. a. O. 1. Bd. S. 110/111.
[5] v. Meysenbug, Malwida: a. a. O. 3. Bd. S. 253.
[6] Wolff, Marianne, a. a. O. S. 69.

Eine Reihe von Frauen, die in den Selbstdarstellungen zu uns sprechen, besitzen dagegen auch die Stärke der Begabung, die ihnen produktives Schaffen ermöglichte. Hedwig Heyl wandte ihr Interesse so intensiv den Fragen der sozialen und hauswirtschaftlichen Ausbildung der Frau zu, weil diese Sphäre dem Zentrum ihres Seins verwandt war. Das politische Interesse Minna Cauers wurde von ihrer ganzen Persönlichkeit getragen, so daß sie sich bis ins hohe Alter für die Rechte der Frau einsetzte. Die Achtundsiebzigjährige konnte nach einem Vortrag zur Vorbereitung auf die Reichtagswahlen 1919 die Worte aussprechen: „Ich vergaß Raum, Zeit, Menschen. Wie losgelöst von allem fühlte ich mich, wie emporgetragen von einer Kraft, die mich heraushob aus diesem Erdenleben. So muß es den Propheten gewesen sein, wenn Inspiration sie ergriffen hat[1].“ Monika Hunnius betont, daß sie und alle ihre Geschwister musikalisch waren. Diese Gabe verdankten sie der Mutter, die eine Künstlerseele in sich trug. Das Dichtertalent der Isolde Kurz und Anna von Krane und die musikalische Begabung Caroline Herschels und Henriette Feuerbachs sind ein Erbgut der Väter.

Die Werke Paula Modersohn-Beckers sind die Frucht einer starken Künstlerkraft. Für Paula Modersohn war Kunst die große Form des Ausdrucks, in die sie die unendliche Fülle ihrer Erlebnisse hineingoß. Ihr Gatte spricht in Tagebuchaufzeichnungen von ihrer künstlerischen Begabung: „Sie ist künstlerisch durch und durch . . . Koloristisch ist sie sehr veranlagt und in der großen Bilderfassung noch mehr vielleicht[2].“ An einer anderen Stelle heißt es: „Sie ist eine echte Künstlerin, wie es wenige gibt in der Welt, sie hat etwas ganz Seltenes[3].“ Ihre eigenen Worte bringen nur verhüllende Andeutungen über ihre Begabung. Sie spricht von einer Kraft in sich, die nicht ruhen will. Sie bittet sie, lange bei ihr zu bleiben. „Dann gleicht mein Leben dem Fluge des jungen Adlers. Ich bin froh der Schwingen, ich bin froh der Bewegung[4].“ Für sie gab es nichts Schöneres als ein Atelier zu besuchen, es wurde ihr dann „innerlich so still und groß und wunderschön zumute“[5], weil dann eben die Kraft der Seele in Schwingungen geriet. Rauh waren oft die Pfade, die sie zu schreiten hatte. Typisches Künstlerschicksal wiederholte sich in ihr. Aber sie zwang es mit einer gewissen Härte und Zähigkeit und brach sich willensstark die Bahn, um sich ihrem künstlerischen Genius ganz hin-

---

[1] Cauer, Minna: a. a. O. S. 249.
[2] Modersohn-Becker, Paula: a. a. O. S. 244.
[3] Modersohn-Becker, Paula: a. a. O. S. 245.
[4] Modersohn-Becker, Paula: a. a. O. S. 70.
[5] Modersohn-Becker, Paula: a. a. O. S. 17.

geben zu können —. Ihr Durchkämpfen bis zum höchsten künstlerischen Gipfelpunkt wurde durch die Macht ihrer Begabung gewährleistet. Franziska Tiburtius wandte sich dem medizinischen Studium mit demselben Interesse zu, mit dem sie sich zur Erzieherin ausgebildet hatte; denn in ihr steckte eine große Befähigung für den Beruf des Arztes, die ihr Bruder glücklicherweise entdeckte und förderte.

Zur Begabung tritt als ein Faktor von allerhöchster Bedeutung für die Interessenentwicklung die Umwelt. Der Zustand der Gesellschaft, ihre Kultur, ihre Struktur ist von größtem Einfluß. Bemerkenswert sind folgende Worte Hedwig Heyls: „Das Wachstum jedes Baumes hängt zum großen Teil von dem Erdreich ab, in das er verpflanzt wird — und von der Pflege, die ihm ward, — mir scheint, — daß der Mensch ähnlichen Gesetzen folgt[1].“ Marianne Wolff sagt, rückblickend auf ihren Werdegang: „Ich habe manches empfangen aus meiner Umgebung, woran ich mein Wesen abklären, und wenn nicht nach außen bereichern, doch nach innen erkennen mochte[2].“ Der Mensch steht zu den einzelnen Gliedern der Gesellschaft in einem Verhältnis der Wechselwirkung. Seine geistigen Kräfte werden auf die mannigfachste Art von anderen Individuen angeregt, entzündet, angefacht. Aus der Geisteshaltung des einen nimmt der andere etwas in seine eigene Seele hinein. Dazu machen sich Einflüsse geltend, die von der Lektüre, von Reisen, von Ereignissen ausgehen. Der Prozeß der geistigen Entwicklung besteht eben darin, daß der Mensch die von außen einströmenden Einflüsse seinem Eigenwesen assimiliert. In der Kindheit verhält sich der Mensch den Mächten der Umwelt gegenüber mehr rezeptiv. Erst wenn sein Charakter erstarkt ist, sich seiner bewußt wird, tritt er wählend den fremden Einflüssen gegenüber, um das, was seiner Art gemäß ist, in sich aufzunehmen. „In dem Grade . . ., als sich die Umweltsfaktoren adäquat, d. h. als Korrelat der den Anlagen entsteigenden Begehrungen erweisen . . . lassen . . ., erhalten sie Bedeutung, werden aus der Fülle abgehoben und im weiteren seelischen Entwicklungsprozeß zum Lichtfeld für die geistig-seelische Projektion[3].“

Von der Familie, mit der das Kind vom ersten Augenblick seines Daseins verbunden ist, in der es vielfach erste Formung und letzte Prägung erhält, gehen oft stärkste Anregungen aus. Die Atmosphäre, die im Elternhaus waltet, ist oft wesentlich und richtunggebend für das ganze Leben des heranreifenden Menschenkindes. Malwida von Meysenbug erkennt

---

[1] Heyl, Hedwig: a. a. O. S. 1.
[2] Wolff, Marianne: a. a. O. S. 105.
[3] Lunk, G.: a. a. O. 2. Bd. S. 51.

der Mutter zu, daß sie die ersten künstlerischen Neigungen in ihr weckte; denn diese war eine durchaus ästhetische Natur. Sie zog gern Mitglieder des Theaters in ihren Kreis. Musikalische Aufführungen fanden oft im Hause statt. Die Kindheit Malwidas verlief so in einer „geistigen und künstlerischen Mitte“[1]. Sie nahm früh am Leben der Erwachsenen teil, da die Mutter den Verkehr mit ausgezeichneten Menschen als guten Einfluß auf die geistige Entwicklung ihrer Kinder schätzte. Monika Hunnius verdankt zum großen Teil ihr Interesse für den Gesang der Mutter. „Unsere Mutter lehrte uns . . . zuerst das Singen und dann das Sprechen“[2], heißt es in ihrer Autobiographie. Gräfin Xaverine Kolowrat, die dritte Mutter Marie von Ebner-Eschenbachs, wirkte entscheidend auf ihre Entwicklung zur Dichterin ein. Marianne Wolff verdankt ihr Interesse für Poesie und Kunst dem Vater, der ein feines Verständnis für die Werke der Dichtung und bildenden Kunst hatte, der selbst eine starke musikalische Begabung besaß. Sie gedenkt auch mit Dankbarkeit des tiefgehenden Einflusses der Großmutter, der Gattin Niemeyers, des Direktors der Franckeschen Stiftungen in Halle. „Sie war der gute Genius meines Lebens, weckte mein geistiges Sein — . . . Was aus mir geworden wäre ohne den Einfluß dieser Frau, weiß ich nicht, es war mein Glück, daß sie jährlich im Frühling und Herbst mehrere Wochen bei uns zubrachte und dadurch einen fortlaufenden Einfluß auf mich ausübte[3].“ Isolde Kurz wurde von der Mutter, die den Unterricht selbst erteilte, schon im frühen Kindesalter in die Welt der Dichtung eingeführt. Das politische Interesse Käthe Schirmachers wurde in seinen Anfängen durch den Vater gefördert. Daß viele der adeligen Frauen ein reges politisches Interesse zeigen, liegt darin begründet, daß politische Ereignisse in den Familien mit größter Spannung verfolgt wurden, da von ihrem Ausgang oft das Schicksal der Familie abhing. Eine tiefgehende Förderung des politischen Interesses empfing Minna Cauer von ihrem Gatten, der in ihr den Sinn für historisches Forschen weckte. Lily Braun wird ebenfalls in ihrer politischen Gedankenwelt stark von ihren beiden Gatten, Georg von Gizycki und Heinrich Braun, beeinflußt. Gemeinsam mit ihrem Gatten Karl Schrader durchdachte Henriette Breymann die Ideen Fröbels, Pestalozzis, Schleiermachers und vertiefte sich in die Probleme der Volksbildung. Die Ehe mit Karl Immermann brachte der kunstliebenden Seele einer Marianne Wolff Bereicherung und Entfaltung. Die große Wendung im Leben der

---

[1] v. Meysenbug, Malwida: a. a. O. 1. Bd. S. 12.
[2] Hunnius, Monika: a. a. O. S. 8.
[3] Wolff, Marianne: a. a. O. S. 15.

Franziska Tiburtius, der Übergang vom Erzieherberuf zum Studium der Medizin, geht auf ihren Bruder zurück. Sie zögerte lange bei ihrer Berufsumstellung. Der Bruder ließ aber nicht nach. In Briefen, die er aus dem Krieg 1870 schickte, den er als Oberstabsarzt mitmachte, gab er ihr Anleitung für ihre medizinischen Studien. Die Greisin von 80 Jahren gedenkt noch seiner sorgenden Bemühungen: „Wehmut und Rührung kommt über mich beim Lesen dieser Briefe; diese sorgende Liebe war einstmals mein[1]!" Caroline Herschel schließt sich in ihrem Werdegang eng an ihren Bruder an. Als er nämlich seine Laufbahn als Sänger aufgab und Astronom wurde, da wurde auch sie zu demselben Schritt bestimmt.

Neben der Familie ist es die Schule, die Interessen weckt und pflegt. Nach dem Elternhause gibt Hedwig Heyl die Schule als die Stätte an, wo ihr Interesse für hilfsbedürftige Menschen gefördert wurde. In der Schule von Luise Volkmann in Stralsund wurde in Franziska Tiburtius die Vorliebe für wissenschaftliche Dinge erregt.

Der Entwicklungsgang einzelner Frauen zeigt, wie die verschiedensten Menschen, die außerhalb der Familie stehen, oft auf die Interessenentwicklung befruchtend wirken können. Gabriele Reuter empfing starke Anregungen für ihr schriftstellerisches Interesse von einer Cousine der Mutter. Für ihre spätere literarische Tätigkeit war der Einfluß von Karl Frenzel, Karl Bleibtreu, Emil Rittershaus und John Henry Mackay wesentlich. Paula Modersohn bezeichnet als ihre Lehrer während der Worpsweder Zeit Mackensen und Vogeler. In Paris machte sie sich die französischen Maler Cottet und Simon zu ihrem Vorbild. Eine ähnliche Bedeutung hatte für Monika Hunnius der Aufenthalt in Italien. Aus dem Gefühl heraus, viel für ihre musikalische Ausbildung gewonnen zu haben, gibt sie jedem Sänger den Rat, für eine Zeit nach Italien zu gehen. Hedwig Heyl verdankte der Persönlichkeit Fröbels und seiner Nichte Henriette Schrader-Breymann am meisten ihr Interesse für Erziehungsfragen. Seine Gedanken wurden ihr Wegweiser. Außerdem wurde sie durch Pestalozzis Werk „Lienhard und Gertrud" gefördert. Auch Henriette Schrader-Breymann entfaltete ihr Interesse für Erziehungsfragen unter dem Einfluß Fröbelscher Gedanken. Sie wurde erfüllt von der Idee der Mütterlichkeit, die für ihn nicht an physische Mutterschaft gebunden, sondern eine, das Wesen jeder echten Frau durchdringende Kraft war, durch die sich echtes Frauentum nur recht entfalten kann. Malwida von Meysenbug erhielt die stärkste Prägung ihrer politischen Interessen durch den Theologen Theo-

[1] Tiburtius, Franziska: a. a. O. S. 109.

dor Althaus. Die Fürstin Amalia von Gallitzin wurde in ihrer philosophischen Einstellung auf das entscheidendste von Hamann, Jacobi, Fürstenberg und Overberg bestimmt. Der Konzertabend von Raimund von Zur-Mühlen und Hans Schmidt ließ in Monika Hunnius den Entschluß reifen: „Ich will eine Sängerin werden[1].“ Von ähnlicher Bedeutung war für sie ein Konzert der berühmten deutschen Altistin Amalie Joachim. Sie gedenkt in Verehrung auch der Sängerin Auguste Hohenschild, die die feine Art besaß, ihre leicht verzagte Seele zu heben und zu stärken.

Auch Zeitereignisse können die Interessenentwicklung beeinflussen. Malwida von Meysenbug bezeichnete die Revolution 1830 als Anstoß zur Entwicklung ihres politischen Interesses: „. . . mein Blick fing an, einen weiteren Horizont zu umfassen. Ich begann Zeitungen zu lesen und den politischen Ereignissen mit großem Interesse zu folgen. Zwar spielte ich noch mit meinen Puppen, doch fühlte ich mich auf der Schwelle eines neuen Lebens. Ich hatte eine zweite Taufe empfangen durch die Hand der Revolution[2].“

Wenn wir die äußeren Bedingungen überschauen, die in den einzelnen Fällen zur Formung der Interessen beitrugen, so können wir feststellen, daß es in den meisten Fällen Menschen sind, von denen ein Einfluß ausging. Diese Tatsache darf nicht übersehen werden. Es handelt sich hier um eine spezifisch weibliche Eigentümlichkeit. Das Gefühl, die Dominante im Seelenleben der meisten Frauen, läßt ein großes Interesse für das Konkrete, für das Persönlich-Menschliche erwachsen. Die Frau hat ein starkes Bedürfnis, sich an einen Menschen anzuschließen, an ihm Halt zu finden. Wenn Gertrud Bäumer „das Erlebnis des Geführtwerdens“ darin sieht, daß sich in einem Menschen „durch die Einwirkung eines anderen seine Wertewelt erhellt und befestigt“[3], so gilt das ganz besonders von der Frau. Aus ihrem intensiven Eigenleben erwächst die Fähigkeit, sich auch in andere Menschen hinein zu versetzen, zu lesen, zu sehen, was in ihnen vorgeht. So wird leicht eine Verbindungsbrücke zwischen dem Ich und dem anderen Menschen geschlagen.

---

[1] Hunnius, Monika: a. a. O. S. 30.
[2] v. Meysenbug, Malwida: a. a. O. 1. Bd. S. 35.
[3] Bäumer, Gertrud: Sinn und Formen geistiger Führung. 1930. S. 20.

## II. Kapitel:

## Arten der Interessenentwicklung.

### § 1. Analyse von Selbstdarstellungen, die eine stetige Interessenentwicklung erkennen lassen.

Für meine Untersuchung waren die Autobiographien am ergiebigsten, die von der Kindheit bis ins Alter führten. Hier kann man die einzelnen Entwicklungsfäden ununterbrochen verfolgen in der Kindheit, der Vorstufe des späteren geistigen Lebens, in der Jugend, der Zeit stärkster innerer Wandlungen, bis zur reifen Persönlichkeit.

Es folgt nun eine Analyse der Selbstdarstellungen, aus denen die stetige Entwicklung ein- und desselben Interesses erkennbar ist. Es wäre aber durchaus falsch, diese Art des Werdeganges sich als einen Prozeß im ständig gleichmäßigen Tempo zu denken. Die Entwicklung vollzieht sich vielmehr in Form einer Wellenlinie. Zwischen Kulminationspunkten liegen Erschlaffungsmomente. Jeder Entwicklungsprozeß, der sich über einen längeren Zeitraum erstreckt, zeigt meistens einen Wechsel von Expansion und Stagnation.

Paula Modersohn-Becker[1] hat in Briefen und Tagebuchblättern ihren Entwicklungsgang als Malerin dargestellt. Sie wurde am 8. Februar 1876 in Dresden geboren, wo ihr Vater in der Eisenbahnverwaltung tätig war. Ihre Mutter war eine Tochter des Majors von Bültzingslöwen. Weder aus der Familie des Vaters noch der Mutter ging ein Künstler hervor. Aber dem Vater war Verständnis und Interesse für die Malerei eigen. Als die Familie im 12. Lebensjahre Paulas nach Bremen übersiedelte, pflegte der Vater mit einem Kreise von Kunstfreunden an regelmäßigen Abenden die Sammlungen des Bremer Kupferstichkabinetts gemeinsam zu betrachten.

Wann sich in Paula das Malertalent zum erstenmal offenbarte, können wir aus ihren Briefen und Tagebuchblättern nicht feststellen. Den ersten Zeichenunterricht erhielt sie auffällig spät, im Alter von 16 Jahren, in London, als sie dort bei einer Tante

---

[1] Modersohn-Becker, Paula: Briefe und Tagebuchblätter. München 1922.

zu Besuch weilte. Sie faßte hier den Entschluß Malerin zu werden. Aber erst nach bestandenem Lehrerinnenexamen willigte der Vater ein. Jetzt begann die eigentlich künstlerische Ausbildung. Sie brachte ein Studienjahr in Berlin zu. Ein Gefühl der Freude und Zufriedenheit durchzieht die Briefe, die sie von dort in die Heimat schickte: „Ich werde alle meine Kräfte anspannen und so viel aus mir machen wie nur möglich. Ich sehe ein prachtvolles Jahr vor mir, voll Schaffen und Ringen, voll augenblicklicher Befriedigung und erfüllt vom Streben nach dem Vollkommenen[1].“ „Ihr Lieben, daß ich das haben darf! Daß ich ganz im Zeichnen leben darf! Es ist zu schön[2].“ Mit weitgeöffneter Seele eilte sie dem Leben entgegen und ließ Menschen und Dinge auf sich wirken. Sie genoß die Zerstreuungen und Anregungen, die die Studienzeit mit sich brachte. Aber die schönsten Stunden gehörten dem Alleinsein, dem inneren Verarbeiten des Gelernten und Erschauten. Die Zeit von 1897—1900 verbrachte sie mit einigen Unterbrechungen in Worpswede, dem bekannten bei Bremen gelegenen Heidedorf. Eine kleine Schar norddeutscher Maler, wie Mackensen, Modersohn, Vogeler, Vinnen, Overbeck, hatte sich dort ansässig gemacht und kurz vorher auf einer Ausstellung in München sich einen Namen in der Kunstwelt erworben. In der Malerei kündigten sich mit dem Ende des Jahrhunderts die Zeichen eines neuen Stiles an. Der Impressionismus herrschte wohl noch, aber es fehlte ihm der Nachwuchs. Die Wege, die in die Zukunft führen sollten, gingen von Landschaftsmalern aus, die, naturalistisch geschult, ein farbenstarkes Abbild der Natur erzielten. Dieser Richtung gehörten auch die Worpsweder Künstler an. Der besondere Reichtum dieser Jahre in Worpswede war für Paula die Einsamkeit, die das Leben dort gewährte, und die innige Naturverbundenheit. Sie erlebte in sich Naturrhythmus; mit tausend Fäden fühlte sie sich mit der lebenschaffenden Natur verknüpft. Sie war eins mit ihr und betrachtete sie nicht als ein außer ihr liegendes Objekt. In der starken Lebhaftigkeit ihres Empfindens erfaßte sie den tiefen Stimmungsgehalt und melancholischen Zauber jener einsamen Moor- und Heidegegenden in ihrer weichen und traumhaften Beleuchtung. Sie schaute in die Tiefen der Natur, die ihr die schönsten Geheimnisse enthüllten. Sie verstand auch die Menschen, die dieses Land bewohnen, die einsam, versonnen und zurückhaltend sind wie die Heide, in der sie leben. Sie wählte sich Mackensen zu ihrem Lehrer, der vorwiegend die Menschen malte, während die anderen Worpsweder Künstler sich mehr der Landschaft zuwendeten. Unter seiner Leitung malte sie

[1] Modersohn-Becker, P.: a. a. O. S. 8.
[2] Modersohn-Becker, P.: a. a. O. S. 14.

Bauernkinder, Mütter mit ihren Säuglingen, Bewohner des Armenhauses. Sein Verdienst bestand darin, daß er sie hinwies auf das bäuerliche Leben als ihr Stoffgebiet, aus dem sie schöpfen sollte. Zwar wahrte sie auch unter seinem Einfluß ihre Selbständigkeit und Eigenart. Hier liegt eben der Beweis für die Stärke der künstlerischen Begabung, die ihren eigenen Weg geht. Mackensen gab ihr die Lehre: „Die Kraft ist das Allerschönste[1].“ Nur zu gut erkannte sie, daß Kraft nie der Leitton ihrer Kunst werden würde. „In mir fühle ich es wie ein leises Gewebe, ein Vibrieren, ein Flügelschlagen, ein zitterndes Ausruhen, ein Atemanhalten: wenn ich einst malen kann, werde ich das malen[2].“ Sie hat ihren Lehrer übertroffen; kaum einer der Worpsweder Künstler hat den Bauern in seinem Mienenspiel, den markigen Gesichtszügen gezeichnet wie Paula Modersohn. Auch Vogeler beeinflußte sie, indem er ihre Phantasie belebte. Er war ein romantischer Typ, der Poesie und Musik liebte. „Der ganze Mensch wirkt märchenhaft auf mich“[3], sagte einmal Paula von ihm. Durch sein Beispiel angeregt, malte sie Bildnisse bekränzter kleiner Mädchen.

Um jene Zeit schloß sie Freundschaft mit der Bildhauerin Klara Westhoff aus Bremen, die später die Gattin Rainer Maria Rilkes wurde. Paula fühlte in diesen Jahren in sich inneres Wachsen und Erstarken: „Ich habe jetzt eine gute Zeit, fühle eine feine junge Kraft in mir, die mich jauchzen und jubeln macht[4].“ Zugleich verlebte sie aber eine ernste Zeit. Sie fühlte, daß sie auf den Wegen ihrer Kunst allein gehen mußte, ohne volles Verstehen von einem anderen Menschen. Ihre Ziele entfernten sich mehr und mehr von denen der anderen Künstler. Die Stunden der Einsamkeit machten sie zuweilen ängstlich, aber sie halfen weiter auf dem erwählten Weg. In einem Brief an die Schwester vom 21. September 1899 spricht sie sich über diese Stimmung ihrer Seele aus[5]. Obwohl sie sich mit Worpswede verknüpft fühlte, kam ihr immer mehr zum Bewußtsein, daß sie fort müsse zu ihrer Vollendung. In der Neujahrsnacht 1900 reiste sie nach Paris. Der dortige Aufenthalt erfüllte Paula mit neuer Begeisterung und starker Schaffensfreude. Ihre Lehrer waren dort Courtois, Collin und Girandot. Außerdem schloß sie sich an die französischen Maler Cottet und Simon an. Diese waren in ihren Bildern der Bretagne Vertreter der Heimatkunst, standen so in ihren Prinzipien dem Worpsweder Kreis nahe. Die stärksten Anregungen empfing sie im Louvre: “Das A und

[1] Modersohn-Becker, P.: a. a. O. S. 70.
[2] Modersohn-Becker, P.: a. a. O. S. 70.
[3] Modersohn-Becker, P.: a. a. O. S. 57.
[4] Modersohn-Becker, P.: a. a. O. S. 70.
[5] Modersohn-Becker, P.: a. a. O. S. 84—85.

das O ist für mich das Louvre. Dort kann man seine Seele nach Herzenslust baden, und ich bade sie oft dort[1]." Was für sie Paris bedeutet hat, sagen ihre Worte: „Eigentlich ist es nur ein fortgesetztes Worpswede: ein stetes Arbeiten und Denken an die Kunst. Aber mir haben sich neue Perspektiven aufgetan, Ergänzungen und Erläuterungen zu dem Alten, und ich fühle, daß es was wird[2]." Die formalen Seiten ihrer Kunst erhielten Bereicherung. Der Sinn für dekorative Bildwirkung, für harmonische Farbenverbindungen wurde in ihr geweckt. Was sie früher an den Worpsweder Künstlern verehrt hatte, erschien ihr nun rückständig. Mit der Kunst Overbecks fühlte sie keine Gemeinschaft mehr. Diese erschien ihr wie eine „unfruchtbare Arbeitsbiene"[3]. Ebenso übte sie Kritik an ihrem hochgeschätzten Lehrer Mackensen: „Die Art, wie Mackensen die Leute hier auffaßt, ist mir nicht groß genug, zu genrehaft. Wer es könnte, müßte sie mit Runenschrift schreiben[4]."

Am 25. Mai 1901 vermählte sich Paula Becker mit Otto Modersohn. Sie hatte mit ihm bis dahin in regem künstlerischem Austausch gestanden, und auch die ersten Jahre der Ehe stellen eine Vereinigung beider in gemeinsamer Arbeit dar. Aber ihre Künstlernatur konnte auf die Dauer diese Bindung nicht ertragen. Sie durchlebte in ganzer Tiefe das problematische Künstlerschicksal der Einsamkeit. Immer größer wurde der Zwiespalt in ihrer Seele, der Mensch und Künstler trennte. Der Künstler siegte in ihr. In den Jahren 1903, 1905 und 1906 weilte sie für längere Zeit in Paris. Hatte sie bis dahin der Antike fremd gegenüber gestanden, so fühlte sie nun eine innere Verbindung von der Antike zur Gotik, von der Gotik zu ihrem eigenen Formempfinden. Der Aufenthalt im Jahre 1906 bedeutete für sie ein letztes Reifen. Sie lernte hier den Bildhauer Hoetger kennen, dessen Arbeiten bei einer Ausstellung in der Bremer Kunsthalle einen nachhaltigen Eindruck auf sie ausgeübt hatten. Sie sah in ihm einen geistesverwandten Gefährten. Er erkannte in ihr die starke künstlerische Begabung. Sie schrieb damals ihrer Schwester: „Ich werde etwas — ich verlebe die intensiv glücklichste Zeit meines Lebens[5]."

Die innere Entwicklungslinie unserer Künstlerin hatte ihren Höhepunkt erreicht. Ihre wertvollsten Bilder sind in diesen Jahren entstanden. Sie sind Darstellungen von stärkster Beseeltheit, Ausdruck von tiefstem, innerstem Erleben. Das Schicksal gönnte ihr keine lange Lebensfrist mehr. Wenige Tage nach der

---

[1] Modersohn-Becker, P.: a. a. O. S. 90.
[2] Modersohn-Becker, P.: a. a. O. S. 99.
[3] Modersohn-Becker, P.: a. a. O. S. 170.
[4] Modersohn-Becker, P.: a. a. O. S. 176.
[5] Modersohn-Becker, P.: a. a. O. S. 225.

Geburt ihres Kindes starb sie am 21. November 1907. Sie war damals außerhalb des deutschen Nordwestens so gut wie unbekannt. Nur zwei Menschen, ihr Gatte, der Maler Otto Modersohn, und der Bildhauer Bernhard Hoetger, wußten, daß eine große Künstlerin hinweggenommen war. Das künstlerische Werk, das die früh Vollendete hinterließ, fand jedoch in der Folgezeit immer mehr Anerkennung.

In Monika Hunnius' Selbstbiographie[1] läßt sich die stetige Entwicklung des Interesses für Gesang verfolgen. Monika Hunnius wurde am 14. Juli 1858 in Narva in Estland als Tochter eines Predigers geboren. Die Familie der Mutter stammte ursprünglich aus Böhmen. Von der mütterlichen Seite her kam wohl, wie wir schon hörten, die große Begabung für Musik in ihre Familie hinein. Diese besaß eine wunderschöne Stimme, die sie befähigte, in ihrem Gesang jede Empfindung auszusprechen. Sie war eine „Künstlerseele und Dichterin"[2]. Das ganze Leben im Hause wurde mit Gesang begleitet: „Unser Aufstehen und unser Schlafengehen, unsere Spiele, unsere Leiden und unsere Freuden[3]." In einer humorvollen Weise berichtet Monika von den ersten Anfängen ihrer musikalischen Erziehung: „Als ich so klein war, daß ich noch nicht sprechen konnte, begann mein erster Gesangunterricht. Ich saß auf meiner Mutter Schoß, die mir Töne vorsang, wobei sie ein Stückchen Zucker in der Hand hielt. Bald begriff ich, daß dieses Stückchen Zucker nur dann in meinen sehnsüchtigen kleinen Mund gelangte, wenn ich Laute von mir gab, welche allmählich zu richtigen Tönen wurden[4]." Zu den schönsten Erinnerungen aus ihrer Kindheit gehört das Singen in der Dämmerstunde, wenn die Glocken den Sonntag einläuteten. Von der Mutter lernte sie schon früh einen Schatz deutscher Volkslieder. Künstlertum als etwas Göttliches, Künstler als gottbegnadete Menschen anzusehen, war eine Anschauung, die die Mutter früh in sie hineinlegte. Eine derartige Pflege des künstlerischen Interesses im Elternhause fehlte im Entwicklungsgang Paula Modersohns vollständig. Der Begriff „Musik" beschränkte sich für Monika nur auf den Gesang, für Klavierspiel interessierte sie sich wenig. Ein Versuch der Mutter, mit ihr zwei kleine Stücke vierhändig zum Geburtstage des Vaters zu spielen, scheiterte vollständig. Mit sieben Jahren erhielt sie den ersten regelmäßigen Klavierunterricht, der ihr einen ungeheuren Schrecken einflößte. Ihr kindlicher Geist

---

[1] Hunnius, Monika: Mein Weg zur Kunst. Heilbronn 1925.
[2] Hunnius, Monika: a. a. O. S. 7.
[3] Hunnius, Monika: a. a. O. S. 8.
[4] Hunnius, Monika: a. a. O. S. 8.

glaubte, es müßte zwei Arten von Musik geben, „eine, die man konnte und die in einem lebte, schön und vertraut, die einem die Seele weitete und mit Schauern der Wonne erfüllte, und eine, die man nicht konnte, die fremd und schrecklich war, die man lernen sollte und nicht lernen konnte, die von außen auf einen eindrang und sich nie mit der Musik, die in einem lebte, verband[1].“ Der Grund des schlechten Vorwärtskommens im Klavierspiel lag aber nicht in dem Mangel an Begabung, sondern in der falschen Behandlung durch die Klavierlehrerin, deren pädagogische Beeinflussung nur in Strenge und Schelten bestand. Monika machte zusehends Fortschritte, als sie eine neue Lehrerin bekam. Nun übte sie mit Freuden, und jede Stunde brachte sie weiter. Ihre Lehrerin gab ihr die Verheißung: „Kind, aus dir wird noch was[2].“

Der Tod des Vaters bereitete dieser schönen Arbeit ein jähes Ende. Die Mutter verließ mit ihren drei Kindern Narva und siedelte nach Riga über in das Haus ihrer Eltern. Monika war damals 9 Jahre alt. Im Hause des Großvaters, der Arzt war, wurde die Musik gepflegt. Die Freude an den Klavierstunden wurde Monika wiederum durch ihre Lehrerin verleidet. Sie klagt wiederholt in ihrer Autobiographie über das mangelnde Verständnis, das ihre Lehrer für sie hatten. Ihnen hat sie zu einem großen Teil zu verdanken, daß sie manche Irrwege in ihrer musikalischen Entwicklung hat gehen müssen: „Wenn ich bedenke, wie die Entwicklung der Stimme das Studium meines Lebens geworden ist, bei wieviel Meistern ich immer wieder gearbeitet habe, immer wieder suchend, immer neue Wege findend, weil das Problem der Stimmbildung eines der schwierigsten auf künstlerischem Gebiete bleibt, so könnte mich eine Wut gegen die Lehrer erfassen, die mich immer wieder falsch geführt haben. Daß meine Liebe zur Kunst mich trotz alledem nicht verlassen hat, zeigt wohl, daß sie das Stärkste in meinem Leben war[3].“

Die Siebzehnjährige erlangte von der Mutter die Erlaubnis, Gesangstunden zu nehmen, um sich ganz in dieser Kunst auszubilden. So begann für sie, ähnlich wie für Paula Modersohn, erst spät die regelrechte künstlerische Ausbildung. Ihre ersten Lehrerinnen waren eine Opernsängerin und eine Gesanglehrerin. Bestimmend für ihre künstlerische Zukunft wurde ein Konzertabend von Raimund von Zur-Mühlen und Hans Schmidt. „Es waren zwei Poeten, die die Seele der Lieder erlauschten und in zarter, feiner Weise zum Klingen brachten[4].“

[1] Hunnius, Monika: a. a. O. S. 13.
[2] Hunnius, Monika: a. a. O. S. 15.
[3] Hunnius, Monika: a. a. O. S. 22.
[4] Hunnius, Monika: a. a. O. S. 29.

Die Wirkung, die jener Abend auf sie ausübte, drücken am besten ihre eigenen Worte aus: „Meine Seele jauchzte und sang: ‚Ich habe was Großes erlebt, und nun kenne ich mein Ziel! Nun weiß ich, was ich will. Ich will eine Sängerin werden[1].'" Sie ahnte damals noch nicht, welche Bedeutung diese beiden Künstler für ihren Werdegang haben würden. Als zweites großes künstlerisches Ereignis in ihrem Leben nennt sie die Konzerte der berühmten deutschen Altistin Amalie Joachim. Sie wurde wiederum mit Freude und Begeisterung erfüllt wie damals im Konzert von Raimund von Zur-Mühlen und Hans Schmidt. Sie hatte das Glück, die große Künstlerin persönlich kennen zu lernen. Sie durfte ihr vorsingen und warme anerkennende Worte von ihr empfangen. Amalie Joachim erkannte in ihr eine starke Begabung, die der Ausbildung wert sei. Als berufenen Lehrer empfahl sie Professor Stockhausen in Frankfurt a. M.

Herbst 1882 kam Monika, 24 Jahre alt, zu Stockhausen. Der Gesangunterricht bei diesem großen Meister brachte viel Mühe und Leid mit sich. Die einfachsten theoretischen Dinge waren ihr unbekannt. Eine grenzenlose Mühe wandte sie auf, um das Versäumte einzuholen. Sie rühmt an ihrem Lehrer die Art, wie er in die alten Oratorien einführte und wie er den Chor zu dirigieren verstand. Hier lernte sie Brahms und Schumanns Frauenchöre kennen. Stockhausen empfand in ihrer Stimme einen gewissen Zwang, etwas Unnatürliches in ihrem Gesang. Es stellte sich heraus, daß sie in einer falschen Lage sang. Im Chor wurde sie aus dem höchsten Sopran in den tiefsten Alt versetzt. Als Stockhausen Professor am Konservatorium wurde, folgten ihm seine Schüler dorthin. Das Konservatorium bot reichlich Gelegenheit zur weiteren musikalischen Ausbildung. Vor allem wollte hier Monika Hunnius Theoriestunden nehmen, damit sie später als Lehrerin tätig sein könne. Stockhausen suchte sie von diesem Plan abzubringen und erklärte ihr, sie habe das Talent, Künstlerin zu werden und sich einen Namen zu erwerben. Sie geriet in einen heftigen Konflikt: sollte sie in der Heimat Lehrerin werden oder sich der Laufbahn einer Künstlerin zuwenden? Freunde, die sich für ihre künstlerische Entwicklung stets interessiert hatten, erklärten sich bereit, für ihr Studium und späteres Weiterkommen als Künstlerin zu sorgen. Es gab Tage, wo sie nur diesen einen Weg sah, wo sie die Heimat und ihre Familie als Hemmungen in ihrem Leben fühlte, wo sie Kraft empfand, alle Hindernisse rücksichtslos an die Seite zu stoßen. Dann beherrschte sie aber andererseits der Gedanke, wer für ihre alte Mutter und kranke Schwester sorgen würde. In ihrer Not

[1] Hunnius, Monika: a. a. O. S. 30.

wandte sie sich an Frau Joachim. Diese erkannte ihr zu, daß ihre Begabung für den Künstlerberuf ausreichend sei. Trotzdem riet sie aber von diesem Wege ab, da sie zu zart erzogen und seelisch zu sehr behütet worden sei. Ihre Persönlichkeit würde im Künstlerberuf zu viel leiden und einbüßen. Ihr würde eher zusagen, in der Heimat zu wirken und den Ihrigen zu leben. Diese Antwort brachte Klarheit und Ruhe. Wenn die greise Monika Hunnius auf ihr Leben zurückblickt, so erkennt sie, daß sie den rechten Weg erwählt hat, und sie dankt es heute noch Frau Joachim, die ihn ihr gewiesen hat. Den ersten Sommer in der Heimat lernte sie Hans Schmidt persönlich kennen, der als Musiklehrer und Organist in Arensburg auf der Insel Oesel lebte. Er wurde einer ihrer treuesten Freunde durch Jahre gemeinsamer Arbeit.

Ihr erstes öffentliches Auftreten waren zwei Konzerte in Arensburg, die ihr größten Beifall brachten. Aber recht heimisch wurde sie auf dem Podium niemals, um so heimischer fühlte sie sich ihren Schülern gegenüber, denen ihre ganze Kraft gehörte. Ihr erstes Konzert in Riga brachte eine vernichtende Kritik. Sie ging nach Arensburg, um sich unter Leitung von Haus Schmidt weiter auszubilden. Er besaß ein ungemein feines Ohr für den Klang und ein sicheres Gefühl für den Inhalt der Musikstücke, dazu hatte er eine unermüdliche Geduld mit seinen Schülern. Hans Schmidt wurde darauf nach Riga als Musikkritiker an eine der ersten Zeitungen berufen. An ihm fand Monika Hunnius eine Stütze. Das ganze musikalische Leben Rigas sammelte sich um ihn. Viel zu verdanken hatte Monika auch der Sängerin Auguste Hohenschild, die mit Hans Schmidt und Raimund Zur-Mühlen befreundet war. Mehrere Wochen folgte sie ihr nach Pernau, einer kleinen am Meere gelegenen Stadt Nordlivlands, um sich unter ihrer Führung weiter auszubilden. Im Sommer 1889 setzte sie diese Arbeit bei ihr in Berlin fort. Auguste Hohenschild weckte ihren ästhetischen Sinn auch für die äußere Gestaltung des Lebens, für künstlerische Zimmereinrichtungen und persönliche Kleidung. Im Frühjahr 1890 gab Monika in Riga gemeinsam mit Hans Schmidt einen Liederabend. Sie war jetzt soweit künstlerisch gereift, daß sie ihr Bestes geben konnte. Sie hatte einen Erfolg, wie sie ihn sich nie hätte träumen lassen. Ein reiches Künstlerleben war ihr dadurch beschert, daß alle großen Künstler, die zu Konzerten nach Riga kamen, sich an Hans Schmidt schlossen.

Eine große Veränderung in ihrem Leben brachte 1895 der Tod ihrer Mutter, die die Seele des Hauses gewesen war. Nach ihrem Tode kam eine gewisse Einsamkeit über die Tochter. Sie hatte nur noch wenig Freude an der Arbeit und keine rechte Begeisterung für ihre Stunden. Sie war in ihrem Schaffen auf einen toten Punkt gelangt. Sie faßte den Entschluß, nach Italien

zu gehen. Diesem Land verdankt sie ähnliche Anregungen wie Paula Modersohn ihrem Aufenthalt in Paris. Im Süden erregte zunächst eine andere Kunst als die Musik ihr stärkstes Interesse: die Malerei und Plastik. Mit einer Freundin, die sie nach Italien begleitet hatte, besuchte sie die Galerien und Kirchen. Daneben arbeiteten sie gemeinsam die Kunstgeschichte von Burkhardt durch und lasen „Michelangelo" von Grimm. Gesangstunden, die sie anfangs genommen hatte, gab sie bald auf. „Ich machte die Tore meiner Seele weit auf und ließ die Freude an diesem Wunderland mit seiner Sonne, seiner Schönheit und seiner Kunst in mich hineinziehen. Von Land und Leuten, von Sonne und Frühling aus begriff ich allmählich italienische Musik[1]." Erst als sie anfing, italienische Musik zu verstehen, erwachte plötzlich in ihr die Lust, wieder zu singen. Bettini wurde ihr Gesanglehrer. Sie bedauerte, nicht früher zu ihm gekommen zu sein; denn hier lernte sie wirklich singen. Italien mit seiner Freude, seiner Sonne, seinem Licht gab ihr einen unbeschreiblichen Reichtum von Eindrücken. Am Ende ihrer Italienreise schreibt sie: „Ich war nach Italien gegangen mit dem Gedanken, dort meine Stimme weiter zu entwickeln. Und ich hatte viel mehr und anderes gefunden[2]." Auf der Heimreise sollte sie noch etwas Großes erleben. Seit ihrer Studienzeit bei Stockhausen war sie Anti-Wagnerin. Trotzdem wollte sie Bayreuth besuchen. „Als Widersacherin zog ich dort ein, und als Besiegte verließ ich es; denn dort erst ging mir das Verständnis für Wagners Musik auf[3]."

Mit frischen Kräften begann sie in der Heimat ihre Arbeit wieder. An ihrem Gesang merkte sie, was Italien ihr gegeben hatte. Ihre Stimme war wieder in ihre natürliche höhere Lage zurückgekommen; denn Stockhausen hatte sie zu sehr in die Tiefe gedrückt. Ein anderes Kunstgebiet hatte Italien ihr noch erschlossen: Malerei und Skulptur. In Verbindung mit Hans Schmidt sang sie in einem Konzert in Riga den Liederzyklus von Brahms „Die schöne Magelone". Dieses Konzert bildete den Höhepunkt in ihrem künstlerischen Schaffen, zugleich aber auch Abschied vom Konzertpodium. Ihre Liebe, ihr ganzes Interesse gehörte von nun an nur ihren Schülern.

1899 unternahm sie eine zweite Italienreise. Ihr Weg führte sie nach Neapel zu Professor Carelli, einem Lehrer Raimund Zur-Mühlens. Obwohl sie Carelli manches zu danken hatte, konnte er sie nicht dauernd fesseln. Wie auf der ersten Reise erfüllte sie auch jetzt Italien zu sehr, um sich in das Gesangsstudium

---

[1] Hunnius, Monika: a. a. O. S. 203.
[2] Hunnius, Monika: a. a. O. S. 211.
[3] Hunnius, Monika: a. a. O. S. 212.

vertiefen zu können. Sie lernte lieber von den Straßensängern als in den Stunden. Abend für Abend zog sie hinter diesen Sängern her, wenn sie mit ihren Mandolinen singend durch die Straßen wanderten, oder sie stand in einem Torbogen, wo oft drei bis vier Männer sich zusammenfanden und ganze Szenen aus Opern vortrugen.

Als 1903 ihre Schwester starb, schien es ihr, ähnlich wie nach dem Tode der Mutter, als hätte ihr Arbeiten keinen Inhalt mehr. Sie dachte sogar daran, ihren Beruf aufzugeben und sich sozialer Arbeit zu widmen. In diese Gemütsverfassung hinein kam ein Anerbieten von Zur-Mühlen, sich an einem Gesangkursus, den er in Fellin abhielt, zu beteiligen. Das bedeutete eine Rettung für sie, ganz anders sah plötzlich ihr Berufsleben aus. In sechs Wochen schönster Arbeit wurde sie von dem großen Künstler und genialen Menschen in die technischen und methodischen Grundlagen des Gesangunterrichtes eingeführt. 1910 unternahm sie eine Reise nach London. Der schönste Genuß während dieses Aufenthaltes war der Besuch des großen Opernhauses Covent-garden,wo man die großen Opernsterne Europas hören konnte.

Wenn wir das Leben der Monika Hunnius bis zu diesem Zeitpunkt überschauen, finden wir, daß sie in der Hauptsache ihrer Gesangeskunst lebte. Das wurde anders durch die Ereignisse des Weltkrieges. Für die Deutschbalten, zu denen sie gehörte, begann eine schwere Zeit. Man wartete auf die Befreiung durch die Deutschen. Erst im September 1917 schlug die Erlösungsstunde. Das russische Heer wich zurück, die deutschen Truppen zogen ein. In den Jahren des Wartens von 1914—1917 begann sie zu schriftstellern. Ihr Vetter, der Vater des Dichters Hermann Hesse, hatte ihr schon wiederholt geraten, ihre Lebenserinnerungen zu schreiben. Ein neues Interessengebiet tat sich ihr nun auf. Ihre erste kleine Erzählung war „Herr Fink", die sie später in ihrem Buch „Menschen, die ich erlebte" erscheinen ließ. Dann schrieb sie Erinnerungen aus ihrer Jugendzeit nieder, die sich um die Gestalt ihres Onkels Hermann woben, der Arzt in Weißenstein, einem Landstädtchen in Estland, war. Er war der Großvater des Dichters Hermann Hesse. Der Beifall, den sie für ihre Arbeit erntete, ermutigte zu weiterem Schaffen. Die Unruhen des Krieges unterbrachen ihre schriftstellerische Tätigkeit. Es folgte die Zeit der Bolschewikenherrschaft und die Rückeroberung des Landes durch die Deutschen im Mai 1919. Den Sommer verbrachte sie bei einer Freundin in Tabor bei Mitau. Während dieser Zeit nahm sie ihre schriftstellerische Arbeit wieder auf und schrieb weiter an ihrem Buch „Onkel Hermann". Den Winter verlebte sie bei Freunden und Verwandten in Berlin. Hier wurde ihr dringend geraten, an den Druck ihres Buches zu den-

ken. Hermann Hesse, dem sie während dieser Zeit persönlich näher getreten war und der ihr manchen Einblick in sein Leben geschenkt hatte, schrieb ein Geleitwort zu diesem Buch. Ihr Werk brachte freundliche Kritiken, liebe Briefe aus der Heimat, aus Deutschland, England, der Schweiz, sogar aus Indien.

Nach fast vierjährigem Fernsein kam sie Anfang Februar 1923 wieder nach Riga. Das Glück, wieder daheim zu sein, erfüllte sie ganz. Sie schrieb damals: „Wohl ist's eine andere Welt, die mich umgibt, eine andere Jugend, zum großen Teil ein anderes Volk, das sich zu meinen Stunden findet. Aber es ist doch die alte Arbeit, die man an neuen Menschenseelen leistet; und der Geist, aus dem ich arbeite, ist der alte[1]."

Isolde Kurz läßt uns in ihrer Autobiographie[2] den Entwicklungsgang zur Dichterin erkennen. Sie wurde am 21. Dezember 1853 zu Stuttgart geboren. Ihr Vater, der Schriftsteller Hermann Kurz, starb 1873 zu Tübingen als Bibliothekar an der dortigen Universitätsbibliothek. Die Mutter leitete den Unterricht des Kindes. Schon zwischen seinem vierten und fünften Lebensjahr las sie ihm Schillersche Balladen vor. Auch hier weckte die Mutter, ähnlich wie wir bei Monika Hunnius es fanden, das Künstlertalent. Am liebsten waren dem heranwachsenden Kinde „Die Götter Griechenlands", „Die Klage der Ceres", „Kassandra", „Das Siegesfest". In der Vorliebe für diese Art von Balladen können wir den ersten Ansatzpunkt ihrer späteren Begeisterung für das Griechentum erkennen. Die Gedankenzusammenhänge in den Dichtungen konnte sie damals noch nicht erfassen; sie empfand sie als dunkles prophetisches Raunen. In die griechische Götter- und Heldensage wurde sie noch tiefer durch die Homerischen Gesänge eingeführt. In ihrem und der Brüder Spiel lebte fortan die griechische Welt. Im Lehm bauten sie Troja auf, sie verwandelten sich in griechische Helden, die um die Mauern Trojas kämpften. Sie errichteten den griechischen Göttern Altäre, zu denen Isolde oft in der Morgenstunde schlich, um Blumen oder Kornähren als Opfer darzubringen. In ihrem 11. Jahr hören wir von den ersten dichterischen Versuchen. „Die Muse besuchte mich nur des Nachts, wenn alles still im Bette lag. Dann erwachte ich unter schaurig süßem Herzklopfen, bis auch der letzte widerstrebende Reim sich einfügte, und wenn am Morgen noch alle Verse beisammen waren, daß ich in irgendeinem sicheren Versteck das Ganze meinem Büchlein einverleiben konnte, so genoß ich die vollkommenste irdische Glückseligkeit[3]." Aus ihrem

[1] Hunnius, Monika: a. a. O. S. 349.
[2] Kurz, Isolde: Aus meinem Jugendland. Berlin 1918.
[3] Kurz, Isolde: a. a. O. S. 75.

12. Jahr berichtet sie, wie sie von der Mutter in die französische Literatur eingeführt wurde. Neue dichterische Versuche unternahm sie auch in diesem Jahr. „Unterdessen hatte auch das Lesegift, womit ich mich durchtränkte, allmählich aus sich selbst ein heilsames Gegengift erzeugt: ich begann selber zu schreiben[1].“ Der volkstümliche Stil des Faustschen Puppenspieles regte sie an, ein Drama in derselben Stilart zu schreiben. Der Ehezwist Herzogs Ulrich von Württemberg bot den Stoff dazu. In demselben Jahr schrieb sie ein Drama in 5 Akten: „Die Tochter des Aristodemus“. Die Sechzehnjährige arbeitete an Übersetzungen für den „Ausländischen Novellenschatz“. Mit 21 Jahren schrieb sie ihre erste Prosadichtung: das „Märchen von goldenen Träumen“, womit sie ihren kranken Bruder erfreute. Sie selbst schreibt dieser Gelegenheit große Bedeutung zu: „Ohne des kranken Bruders innige Freude an den ‚Goldenen Träumen‘, die den Anfang meines späteren Märchenbuches bildeten, wäre ich vielleicht nie auf diesen Weg gekommen[2].“ In dieser Zeit siedelte sie nach München über. Der Dichter Ludwig Pfau führte sie in die Münchener Künstler- und Schriftstellerkreise ein. Seitdem ihr das Märchen für den kranken Bruder gelungen war, traute sie sich nun wirklich etwas zu und versuchte es mit Novellen, die großen Anklang fanden. Sie ist in der Hauptsache Novellendichterin geblieben. Von 1877—1904 lebte sie bei ihrem Bruder in Florenz; auch später hielt sie sich wiederholt in Italien auf. Diese Reisen gaben ihr Stoff für viele ihrer Erzählungen, wie: „Florentinische Novellen“ (1890), „Italienische Erzählungen“ (1895), „Deutsche und Italiener“ (1919). Auch für sie war der Aufenthalt in Italien wie für Monika Hunnius ein wichtiger Abschnitt in ihrer Entwicklung.

Gabriele Reuter stellt ebenfalls in ihrer Autobiographie[3] den Entwicklungsgang ihres Interesses für die Dichtung dar. Sie wurde am 8. Februar 1859 in Alexandrien in Ägypten geboren, wo ihr Vater Großkaufmann war. Die Mutter begab sich, als Gabriele vier Jahre alt war, mit ihr und einem jüngeren Bruder nach Deutschland. Sie ließ sich für die nächsten drei Jahre in Dessau nieder, wo die Großmutter wohnte.

Die Neigung zum Dichten regte sich in Gabriele schon in ihrem sechsten Lebensjahr. In der Schule erzählte sie Geschichten, die sie selbst erdacht hatte und hielt so eine ganze Klasse wohl eine halbe Stunde in Spannung. Es heißt an dieser Stelle der Autobiographie: „Das war wohl mein erster dichte-

---

[1] Kurz, Isolde: a. a. O. S. 113.
[2] Kurz, Isolde: a. a. O. S. 235.
[3] Reuter, Gabriele: Vom Kinde zum Menschen. Berlin 1921.

rischer Erfolg[1]." Zu derselben Zeit machte sich ein starkes Interesse für die Bühne bemerkbar. Die Umgebung des Kindes war wohl dazu geeignet, diese Neigung zu wecken. In Dessau, wo damals Frau Reuter mit ihren Kindern wohnte, bildete das Theater den Mittelpunkt des geistigen Lebens. Gabriele sah, wie die Mutter zweimal in der Woche in das Theater ging, „in das große geheimnisvolle Haus"[2]. Zwei von ihren Mitschülerinnen wirkten einmal als Elfen im „Sommernachtstraum" mit. Gabriele hatte nun kein größeres Verlangen, als auch einmal ins Theater zu gehen: „Ich plagte meine Mutter, wo sie ging und stand, mich nur einmal mit ins Theater zu nehmen[3]." Als sechsjähriges Mädchen durfte sie der Aufführung der „Zauberflöte" beiwohnen, die sie in die höchste Begeisterung versetzte. Welche starke Wirkung sie auf das kindliche Gemüt ausübte, drücken am besten ihre eigenen Worte aus: „O göttliches, berauschendes Entzücken! Mein Herz klopfte, so daß ich kaum atmen konnte — ein Schleier legte sich auf meine Wangen —, ich meinte, sicher könne ich es nicht überleben, wenn der Vorhang aufgehen würde und ich die Wunderwelt schauen dürfte[4]!" Von den Kindern des Hofballettmeisters erfuhr sie manches über die zauberhafte geheimnisvolle Welt der Bühne. Zuweilen spielte sie mit ihnen Theater. Wegen ihres ungewöhnlichen mimischen Talentes wollte der Hofballettmeister sie für Kinderrollen annehmen. Taumelnd vor Glück bat Gabriele den Vater, sie zur Bühne gehen zu lassen. Er verbot ihr aber jede weitere Beziehung mit den Kindern des Hofballettmeisters; denn „er wollte keine Theaterprinzeß zur Tochter"[5].

In der Zeit vom siebenten bis neunten Lebensjahr schweigt die Autobiographie über ihr Interesse für die Bühne. Währenddessen siedelte die Mutter mit den Kindern wieder nach Ägypten über. Es ist natürlich, daß dieses Erlebnis den kindlichen Geist ganz fesselte. Aus ihrem 10. Jahr erwähnt Gabriele wieder, wie sie mit besonderer Vorliebe Theater spielte. Auf dem flachen Dach des Hauses übte sie mit den Brüdern die Rollen ein. Den Stoff zu den Spielen entnahm sie ihrer Lektüre. Ihr Lieblingsbuch war damals der Robinson[6]. Außerdem hatte eine abenteuerliche Erzählung von Gerstäcker sie ganz gefangen genommen. Das phantastische Element beherrschte auch ihre Spiele. Die Brüder mußten

---

[1] Reuter, Gabriele: a. a. O. S. 59.
[2] Reuter, Gabriele: a. a. O. S. 59.
[3] Reuter, Gabriele: a. a. O. S. 59.
[4] Reuter, Gabriele: a. a. O. S. 60.
[5] Reuter, Gabriele: a. a. O. S. 61.
[6] Vgl. diese Tatsache mit den Untersuchungen Charlotte Bühlers, nach denen der Robinson das Lieblingsbuch zwischen dem 10. und 11. Jahr ist.

als Wilde mit gräßlichem Geschrei angetobt kommen oder als Bären brummen, als Löwen heulen; sie selbst spielte meistens die Rolle einer edlen verfolgten Fürstin. Während der nächsten fünf Jahre stehen Reiseerinnerungen im Vordergrund. In dieser Zeit wurde ferner der kindliche Erlebniskreis durch die Ereignisse des Krieges 1870 bereichert. Erst aus dem 12. Lebensjahr berichtet die Autobiographie wieder von dem Interesse für die Bühne. Es heißt an dieser Stelle: „Die alte Sehnsucht zum Theater war mit neuer Kraft erwacht[1].“ Sie wohnte in dieser Zeit der Oper „Aida“ bei. Das Bühneninteresse wurde noch gefördert durch das Schweizer Hausmädchen Babett, das im Züricher Theater als Garderobiere tätig gewesen war. Es konnte aus ein paar bunten Lappen und Goldpapier herrliche Kostüme herstellen. Aus Wandschirmen und Decken brachte es die schönsten Dekorationen zustande. Den ganzen Winter spielte Gabriele mit den Brüdern Theater. Das Märchen vom Rumpelstilzchen führten die Kinder zur Zufriedenheit aller im Hause auf. Auch der Vater spendete Beifall, aber er schaute Gabriele ernsthaft an und verlangte von ihr das Versprechen, niemals zur Bühne zu gehen. Der Vater hatte ihre geheimen Wünsche erraten. In ihren Träumen sah sie sich nur auf der Bühne, „hörte das Klatschen des Publikums —, nahm Blumen, Jubel und Begeisterung der Menge huldvoll entgegen“[2]. Die Dramen Goethes und Schillers bildeten die Hauptlektüre der 13jährigen Gabriele. Mit glühendster Begeisterung las sie „Egmont“, „Die Räuber“, „Die Verschwörung des Fiesko“, „Wallenstein“. Daß sie bei ihrer Lektüre gerade Dramen bevorzugte, entsprach ganz ihrem Interesse für die Bühne. Dazu kam, daß diese Werke in ihrer bewegten und freiheitsliebenden Seele Widerhall fanden. Welche Wirkung die Lektüre dieser Werke auf sie ausübte, bekunden folgende Worte: „Einer Hypnotisierten gleich ging ich tagelang umher . . . Plötzlich riß es mich über die Stufe friedlich spielender Unbewußtheit hinaus in die Welt großer Leidenschaften und gewaltiger Schicksale . . . Trotzig und heilig verschloß ich mich in mich selbst. Von all diesem Neuen durfte ich auch zu meinem treuen Kameraden Atti nicht sprechen. Er konnte mir in diese Regionen nicht mehr folgen, ich entfernte mich innerlich auch von ihm, und wie stark fühlte ich die grenzenlose Einsamkeit um mich her. In jenen Tagen empfing die Linie meines inneren Lebens zu Lust und Leid ihre entscheidende Richtung[3].“ Diese Lektüre veranlaßte, daß die 12jährige Gabriele ihren Blick in ihr Innerstes richtete, sie entdeckte eine neue Welt

---

[1] Reuter, Gabriele: a. a. O. S. 150.
[2] Reuter, Gabriele: a. a. O. S. 150.
[3] Reuter, Gabriele: a. a. O. S. 152.

in sich, sie wurde sich ihres Eigendaseins bewußt. Die Vierzehnjährige vertiefte sich in die Werke der Romantik. Brentanos Geschichten, Achim von Arnims Novellen, Tiecks Märchen und die Gedichte von Novalis fesselten sie. Von diesem Zeitpunkt an rückte das Interesse für die Literatur bedeutend in den Vordergrund.

Gabriele hatte inzwischen den Vater verloren. Die Vierzehnjährige wurde in das Erziehungsheim Neu-Watzum bei Wolfenbüttel geschickt. Infolge des geschäftlichen Zusammenbruchs wurde die Familie arm. Die Mutter regte nun Gabriele an, sich schriftstellerisch zu betätigen. Sie schrieb ihr in einem Brief nach Neu-Watzum: „Lerne nur tüchtig, Papa pflegte immer zu sagen, Du habest einen guten Stil — vielleicht kannst Du in diesem Jahr noch so viel lernen, daß Du einmal kleine Geschichten für die Jugend schreiben und Dir auf diese Weise Dein Brot verdienen kannst[1].“ In diesem Augenblick war die vierzehnjährige Gabriele sich bewußt, daß sie noch ganz andere Dinge als kleine Geschichten für die Jugend schreiben würde: „Das wußte ich nun von diesem Augenblick an, und kein Mißgeschick, keine mühevollen Lehrjahre würden mir dieses Wissen, diese köstliche Zuversicht zu dem Beruf, zu dem ich geschaffen war, wieder rauben[2].“ „Von dem Abend an“, so bekennt sie, „wußte ich, daß ich eine Schriftstellerin werden mußte[3].“

Nach einem halben Jahr kehrte sie nach Hause zurück. Alle dichterischen Versuche hatten bis dahin ein klägliches Ergebnis gehabt. Die stolzen Zukunftsträume gab sie auf, nur eine gute, hilfreiche Tochter wollte sie sein. Eine Freundin der Mutter in Magdeburg sorgte dafür, daß Gabriele bei ihren Besuchen im Theater etwas Gutes zu sehen bekam. Die Sechzehnjährige konnte hier „Iphigenie“ und Wagners „Lohengrin“ bewundern. Die Mutter gab der siebzehnjährigen Tochter eine erneute Anregung, sich schriftstellerisch zu betätigen, und zwar sollte sie sich an einem Preisausschreiben beteiligen. Gabriele hatte wohl keinen Erfolg, aber die Lust zum Schreiben war wieder geweckt. Zunächst unter dem Namen der Mutter schrieb sie für die Magdeburger Zeitung eine Reihe von Schilderungen über Ägypten, die allgemein Beifall fanden. Daß das Interesse für das Theater noch nicht erloschen war, sehen wir daraus, daß sie sich als Zwanzigjährige im Hause ihres Onkels, des Künstlers Behmer in Weimar, an Aufführungen beteiligte. Ich konnte feststellen, wie bis zum zwölften Lebensjahr das Interesse für die Bühne neben dem für die Dichtung herging, wie auch gelegentlich beide ineinandergriffen. Von da an trennen sich die Interessenrichtungen. Nach

---

[1] Reuter, Gabriele: a. a. O. S. 191
[2] Reuter, Gabriele: a. a. O. S. 193.
[3] Reuter, Gabriele: a. a. O. S. 193.

dem Bericht der Autobiographie arbeitete Gabriele in ihrem 21. Lebensjahr an ihrem ersten Roman. Ein Pfarrer, der im Hause ihres Onkels Behmer verkehrte, sah in ihr ein ungewöhnlich starkes Talent, riet ihr aber, das Dichten aufzugeben, um nicht von Eitelkeit, Ruhmsucht und anderen weltlichen Gefahren ergriffen zu werden. Ein heftiges geistiges Ringen entstand in ihrer Seele, aber sie reifte zu der Erkenntnis, daß Gott, wenn er ihr die Begabung gegeben hat, auch verlange, daß sie diese ausbilde. Entscheidend für ihre Zukunft war die Aufführung des „Harold" von Ernst von Wildenbruch, die eine ähnliche Bedeutung für sie hatte wie der Konzertabend von Raimund von Zur-Mühlen und Hans Schmidt für Monika Hunnius. Mit einer Freundin wanderte sie in Begleitung des Dichters nach der Aufführung über den einsamen Theaterplatz, „ganz planlos und entrückt im Bann des lebendigen, atmenden, glühenden, sich freuenden, hoffenden, von tausend neuen Plänen schwellenden Dichterherzens, das sich uns zwei unbekannten, aus dem Dunkel im Mondenglanz vor ihm auftauchenden Frauen in schrankenloser Fülle öffnete[1]." „Die Worte sind vergessen, der Geist jenes Abends ist ewig lebendig, er führte mich, ahnend und erschauernd vor den Gewalten, die dort hausten, in das Land, das auch meine Zukunft werden sollte[2]." In der Folgezeit rückte das schriftstellerische Interesse immer mehr in den Vordergrund und trug endlich den Sieg davon. Beide Interessensphären vereinigten sich noch einmal, als sie ihr Märchenspiel „Das böse Prinzeßchen" schuf.

Bis zum 30. Lebensjahr setzt die Autobiographie aus, weiter von der Entwicklung des schriftstellerischen Interesses zu berichten. Die Eindrücke, die Gabriele 1888 in Berlin empfing, treten in den Mittelpunkt. Um diese Zeit lernte sie Karl Frenzel kennen. Er lenkte ihr Interesse auf den Realismus und wies sie darauf hin, das Stück Wirklichkeit, das ihr vertraut sei, zum Gegenstand ihrer literarischen Arbeiten zu machen. Die Autobiographie zeigt in den Jahren von 1887—1891, also von ihrem 28. bis 32. Lebensjahr, die Perioden stärkster seelischer Entwicklung. John Henry Mackay, „der Sturmdichter, der Apostel des Philosophen Max Stirner, der die Erlösung der Welt in schrankenlosem Individualismus sucht"[3], gab ihr den Rat, nur ihrem Beruf zu leben, sich vom Familienkreis, der jede Produktivität in ihr ersticken würde, loszusagen. Sie siedelte nach München über. Hier erreichte die Kurve ihrer Entwicklung einen gewissen Höhepunkt: sie findet das Ziel, das sie ihrer schrift-

[1] Reuter, Gabriele: a. a. O. S. 341.
[2] Reuter, Gabriele: a. a. O. S. 342.
[3] Reuter, Gabriele: a. a. O. S. 397.

stellerischen Tätigkeit setzt: „Zu künden, was Mädchen und Frauen schweigend litten . . . die stumme Tragik des Alltags wollte ich künden . . . Diese Menschentragik verkörperte sich mir am reinsten und stärksten in dem Mädchen aus bürgerlichen Kreisen — in der Tochter aus guter Familie[1].“ Auf diesem Gebiet war sie heimisch. Sie hatte in ihrem Verwandtenkreis manche Zurücksetzung darum erlitten, weil sie durch ihre schriftstellerischen Arbeiten sich eine Existenz schaffen wollte. Sie kannte das engherzige Bürgertum der damaligen Zeit; sie wollte in ihren Büchern die starren Fesseln der Konvention überwinden, wagen, an ihren Regeln und Formen zu rütteln, die die produktiven Kräfte so mancher Frau schon gelähmt und ihr geistiges Blickfeld verengt hatten. Sie wollte den Kampf führen um den geistigen Sinn des Frauenlebens.

Ein neues Interesse, das für die Frauenfrage, bricht hier durch. Dieses gibt der schriftstellerischen Tätigkeit ihren Gehalt. Es handelt sich hier um eine Interessenverbindung. Obwohl Gabriele anfänglich der eigentlichen Frauenbewegung fernstand, wurde sie in München doch in ihren Bann gezogen. In erster Linie blieb sie aber ihrem Dichterberuf treu: „Ein Beruf, um den ich eine lange Jugend hindurch gerungen, war nicht wieder aufzugeben[2].“ Im Herbst 1895 erschien ihr Roman „Aus guter Familie“. „Ich war am Ziel“[3], schreibt sie in ihrer Autobiographie. „Ganz Deutschland beschäftigte sich mit dem Buch. Es weckte einen Sturm in der Frauenwelt . . . Auf einen literarischen Erfolg hatte ich gehofft — den kulturellen Einfluß, den mein Buch auf die Entwicklung des deutschen Mädchens, der deutschen Familie haben würde, konnte ich nicht voraussehen . . . Mein Roman wirkte wie das Durchstechen eines Dammes, hinter dem die Fluten sich schon angestaut haben[4].“ Dieser Roman bildete den Auftakt eines reichen literarischen Schaffens. Ihm folgten weitere Romane und Novellen, die meistens Stoffe und Probleme des Frauenlebens um 1900 behandeln. Hier wären zu nennen: „Ellen von der Weiden“ 1900, „Frauenseelen“ 1901, „Die Probleme der Ehe“ 1907, „Tränenhaus“ 1909, „Liebe und Stimmrecht“ 1914.

Die biographischen Skizzen „Meine Kinderjahre“ von Marie von Ebner-Eschenbach[5] geben uns wie die Autobiographie Gabriele Reuters Aufschluß über ihr Werden zur Dichterin. Marie von Ebner-Eschenbach wurde 1830 ge-

[1] Reuter, Gabriele: a. a. O. S. 432.
[2] Reuter, Gabriele: a. a. O. S. 462.
[3] Reuter, Gabriele: a. a. O. S. 474.
[4] Reuter, Gabriele: a. a. O. S. 474.
[5] Ebner-Eschenbach, Marie: Meine Kinderjahre. 2. Aufl. Berlin 1907.

boren. Ihre Eltern waren Baron Dubsky und Marie Freiin von Vockel. Der Vater war Zögling der Theresianischen Ritter-Akademie. Er hatte sich nicht zu sehr mit wissenschaftlichen Kenntnissen beladen; besaß aber Verständnis für die Poesie und liebte die Musik. Vor allem war er ein Freund des Theaters. Bis kurz vor seinem Tod war er ein treuer Besucher des Burgtheaters in Wien. Als Marie 14 Tage alt war, starb die Mutter. Der Vater vermählte sich bald darauf mit Freiin von Bartenstein.

In dieser ersten Lebensperiode empfing die junge Marie Dubsky bestimmende, auf sie dauernd fortwirkende Eindrücke. Es zeigten sich die meisten ihrer Naturanlagen: eine reiche Phantasie, ein reger Wissenstrieb, eine starke Beobachtungsgabe für alle, die in ihren Kreis traten, hohe Begeisterungsfähigkeit für dichterische Werke, besonders für die dramatische Dichtung. In die Welt der Dichtung wurde Marie zuerst eingeführt in der Kinderstube durch ihre Amme Anischa, die ein wahres Erzählertalent war. Sie verstand in der spannendsten Weise zu schildern und die Phantasiegebilde klar und lebendig aufsteigen zu lassen. Nach Herzenslust konnte sich die kleine Marie in einer Wunderwelt bewegen. Sie glaubte, im Gurgeln des Brunnens am Ende des Gartens die Stimme des Wassermannes zu hören, im Glanz, der im Hochsommer über die Ähren flog, huschende Lichtgeister zu sehen, im raschelnden Laub Elfen zu hören, die mit Windeseile hindurchfegten. Als Marie die Schwierigkeiten des Lesenlernens überwunden hatte, war kein Buch vor ihr sicher. Schon in der Kindheit wurde der Grund gelegt zu den gründlichen Geschichtskenntnissen, die sie später in vielen ihrer Werke zeigt. „Eine sprudelnde Quelle des Glückes . . . wurde mir die 'Histoire universelle' von Louis Richard dit Bressel . . . Bis zum Untergang des römischen Kaiserreiches führte sie, und ich folgte ihr, ob leidend, schmerz- und haßerfüllt, ob in jubelnder Bewunderung — immer voll brennender Spannung[1].“ Es gab nicht viele Menschen, die sie so erfreuten und bereicherten wie dieses Buch. Ein großer Schatz erschien ihr auch in Perraults Märchen. Wenn die Großmutter, Baronin Vockel, Sonntags aus der Kirche kam, besuchte Marie sie. Während die fromme Frau sich in Zschokkes „Stunden der Andacht“, in das Lebenswerk des schweizerischen Schulmannes und Dichters, versenkte, stellte Marie vor den Armsessel in der Fensternische zwei Pferdchen aus Pappe, türmte die Polster des Diwans auf ihn, erkletterte den hohen Sitz und ritt nun im Geiste in das Feenland. Die Pferde wurden dann lebendig, ihnen wuchsen schimmernde Flügel, der alte Sessel wurde eine goldene Muschel mit weichen, weißen Seidenkissen und Schleiersegeln.

---

[1] Ebner-Eschenbach, Marie: a. a. O. S. 76/77.

Als sie neun Jahre alt war, wurde sie von Zeit zu Zeit mit ins Theater genommen. Einen tiefen Eindruck machte auf sie Raimunds „Mädchen aus der Feenwelt". Sie war von nun an unerschöpflich in der Erfindung von Theaterstücken, die sie ihrer um ein Jahr älteren Schwester und ihren Freundinnen erzählte. Oft führten die Kinder auch zusammen ein Stück auf. Sonst hatte aber niemand in ihrer Umgebung Verständnis für ihre Freude an den ersten Anfängen ihres dichterischen Schaffens. Man suchte sie sogar davon abzubringen. Als sie eines Tages sich wiederum an der „Méditation sur la mort" von Pierre Corneille erbaut hatte, murmelte sie, hingerissen von Begeisterung, die Verse zuerst leise vor sich hin, dann ging sie zur Großmutter und sagte sie laut auf. Als die Greisin ihren Vortrag und das gute Memorieren lobte, erklärte sie ihr, daß sich diese Verse ihr unwillkürlich eingeprägt hätten, weil sie selbst Verse machen könne. Die Großmutter unterbrach sie mit einer Strenge, die sie bis dahin noch nie von ihr erfahren hatte. „. . . meine Absicht, eine Dichterin zu werden, blieb in ihren Augen etwas Unrechtes und Sündhaftes[1]." Die Großmutter suchte die Entwicklung des Talentes ihrer Enkelin ähnlich zu unterdrücken, wie es der Vater der Gabriele Reuter wollte. Aber in beiden Fällen sollte die erwachende Künstlernatur zur freien Entfaltung kommen.

Bald trat eine vollständige Wendung im Leben der Marie Ebner ein. Nach dem Tode ihrer zweiten Mutter, der Freiin von Bartenstein, heiratete der Vater 1841 die Gräfin Xaverine Kolowrat. Ein neuer Geist zog mit ihr in das Haus ein. Sie war eine Freundin der Musik, sang mit angenehmer Stimme, und die Kinder waren glücklich, sie auf dem Klavier begleiten zu dürfen. An den langen Winterabenden las sie den Kindern vor. Manches gute Buch lernten sie durch die Mutter kennen. Sie besaß hohe zeichnerische Fähigkeiten. Marie erhielt zu ihrem 11. Geburtstag von ihr Schillers sämtliche Werke. „Ein großes, dickes, prächtiges Buch, eng gedruckt, ein Reichtum, nicht zu erschöpfen, und wenn ich hundert Jahre alt würde. In den ersten Tagen, im ersten Rausche des Besitzes, war von systematischem Lesen nicht die Rede. Ich glaube, daß es eine der Balladen gewesen ist, die mich umfing wie eine feurige Umarmung und mich erhob in ein Bereich nie geträumter Herrlichkeit[2]." Hier finden wir wiederum den tiefgehenden Einfluß der Mutter, wie wir ihn schon im Werdegang der Monika Hunnius, Isolde Kurz und Gabriele Reuter sahen. Marie und ihre ältere Schwester wurden im folgenden Winter sehr oft mit ins Burgtheater genommen. Sie sahen alle klassischen Stücke, die auf der damals ersten deutschen

[1] Ebner-Eschenbach, Marie: a. a. O. S. 134.
[2] Ebner-Eschenbach, Marie: a. a. O. S. 171.

Bühne zur Aufführung kamen: „Wallenstein", „Maria Stuart", „Emilia Galotti", „Hamlet", „Minna von Barnhelm", „Egmont". Das Burgtheater war für Marie „ein Quell edler Freude, ein Bildungsmittel ohnegleichen"[1]. Sie verdankte ihm die Grundlage zu ihrer ästhetischen Erziehung. Wie nachhaltig die Bühnenstücke auf sie wirkten, sagen am besten ihre eigenen Worte: „Ich wandelte einher wie auf dem Kothurn, ja, es kam mir in die Füße! Ich schritt gleich den hochgestellten Persönlichkeiten bei feierlichen Aufzügen auf der Bühne, heroische Gefühle erfüllten mein Herz, der Wille zum Leiden erwachte in seiner ganzen Stärke und mit ihm die brennende Sehnsucht nach einem großartigen Martyrium[2]." Von innerer Sehnsucht wurde sie erfüllt, dereinst die Menschen von den Brettern dieser Bühne zu erbauen und zu begeistern.

Marie stand im 13. Lebensjahr, als derjenige in ihr Haus eingeführt wurde, der ihr schriftstellerisches Talent erkannte: Joseph Fladung. Er hatte als Mineraloge Tüchtiges geleistet. Sein Buch „Versuch über die Kenntnis der Edelsteine" wurde hochgeschätzt. Marie legte ihm einige Proben von ihren kleinen Dichtungen vor. Ohne ihr Wissen machte er ihre Eltern darauf aufmerksam, daß ein Dichtertalent in ihr stecke, das gepflegt werden müsse. Die 14jährige Marie gelobte im Schloßpark zu Zdislawitz, die deutsche Bühne zu reformieren. In demselben Jahr verlor sie ihre Großmutter. Marie und ihre ältere Schwester erbten ihre Bücher. Voll Heißhunger verschlang Marie, was sie vorfand an Dramen von Shakespeare, Racine, Corneille, Goethe, Kleist. Besonderen Eindruck machten auf sie die Oden Klopstocks. Um zu erfahren, ob die Dichtungen ihrer Tochter einen Wert hätten, schickte die Mutter Gedichte der Siebzehnjährigen an Grillparzer mit der Bitte um sein Urteil. Dieser erkannte in den Gedichten ein starkes Talent. Er sah in dem jungen Mädchen eine werdende Dichterin, die schaffen müsse. Die Antwort Grillparzers gereichte nicht nur der 17jährigen Komtesse, sondern auch der späteren Dichterin zur Ermutigung und Anfeuerung.

Im folgenden Jahre 1848 vermählte sie sich mit ihrem Vetter, den in Geistes- und Naturwissenschaften viel bewanderten Kapitänleutnant Moritz Freiherrn von Ebner-Eschenbach. Sie betrachtete fortan den Dichterberuf als Hauptaufgabe ihres Lebens. Den Vorsatz, die deutsche Bühne zu reformieren, hatte sie nicht vergessen. Große historische Tragödien beschäftigten sie zunächst. Sie begann einen „King Mars", dessen Hauptgestalt Richelieu war. Ihre „Maria Stuart in Schottland"

[1] Ebner-Eschenbach, Marie: a. a. O. S. 177.
[2] Ebner-Eschenbach, Marie: a. a. O. S. 177.

ließ Eduard Devrient, Intendant am Theater in Karlsruhe, aufführen. Daneben entstanden kleinere und größere Schauspiele wie „Die Veilchen", „Die Schauspielerin", „Das Geständnis", „Das Waldfräulein". Die Tageskritik beurteilte manches Stück so vernichtend, daß Marie Ebner beschloß, für die Bühne fortan nicht mehr zu schreiben. Ihr Biograph Anton Bettelheim glaubt an ein starkes dramatisches Talent in ihr, das sie befähigt hätte, Wertvolles für die Bühne zu leisten, wenn sie nur einen geschickten Dramaturgen neben sich gehabt hätte. Seit den 70er Jahren wagte sie sich nur zaghaft als Erzählerin hervor. Aber auch diese Art Dichtungen wurde nur wenig beachtet. Erst der Fünfzigjährigen winkten die ersten dichterischen Erfolge.

Marie von Ebner-Eschenbach mußte von ihrem 17. bis zu ihrem 50. Jahr um die Anerkennung ihres Talentes kämpfen. Sie hat in dieser Zeit ihr eigenstes Schaffensgebiet gefunden: das mährische Volksleben wie das Gesellschaftsleben Österreichs. In Zdislawitz, wo sie geboren wurde, waren ihr die Dorfbewohner bekannt. Durch die Stellung ihres Gatten konnte sie einen Blick in das Soldatenleben tun. In Wien lernte sie die höchsten aristokratischen Kreise kennen. So speicherte sie einen Schatz von Eindrücken in sich auf, aus dem die Dichterin schöpfen konnte. Mit einer Feinheit der Beobachtung und einem innigen Mitempfinden erschaute sie die Höhen und Tiefen des Lebens und brachte sie in ihren Werken zur Darstellung.

Die Bühnenstücke entflammten Marie von Ebner-Eschenbach in ihrer Jugend mit einer ähnlichen Begeisterung wie Gabriele Reuter. Spranger erklärt das Interesse für das Theater bei einem Jugendlichen, der ein reiches Phantasieleben führt, daraus, daß das Theater ihm Anteil gibt „an Gestaltungen des Daseins, die in seine eng begrenzte Sphäre real niemals hineinreichen würde"[1]. Indessen kann man gegen die Behauptung Sprangers, daß „die Schwärmerei für Theaterbesuch und Theaterspielen . . . eine notwendige Erscheinung in der Entwicklung des Jugendlichen"[2], daß sie „geradezu ein Entwicklungshebel"[3] sei, einwenden, daß wir Begeisterung für die Bühne längst nicht bei allen Jugendlichen finden. In vielen Autobiographien, selbst in den Briefen und Tagebuchblättern einer Paula Modersohn-Becker, die doch eine stark künstlerisch veranlagte Natur war, ließ sich nicht die geringste Andeutung von einem Interesse für das Theater finden. Meistens bricht die Vorliebe für das Theater durch, wenn die Umgebung sie begünstigt, wie es im Leben der Gabriele Reuter und Marie von Ebner-Eschenbach der Fall war.

---

[1] Spranger, Eduard: Psychologie des Jugendalters. 12. Auflage. Leipzig 1929. S. 62.
[2] Spranger, Eduard: a. a. O. S. 63.
[3] Spranger, Eduard: a. a. O. S. 63.

Helene Lange[1] ist eine der Persönlichkeiten, die, von stärksten wissenschaftlichen Interessen beseelt, sich einsetzte für eine vertiefte wissenschaftliche Ausbildung der Frau. Sie sagt am Eingang ihrer „Erinnerungen", daß ihr ganzes Leben „im Dienst eines Gedankens, einer Erkenntnis gestanden hat und verflossen ist in dem heißen Ringen, sie in Wirklichkeit umzusetzen"[2]. Dieser eine Gedanke, für den sie stritt, war: Hebung der Frauenbildung. Von Kindheit an war ihr eine gewisse Selbständigkeit eigen, wohl ein Erbgut ihres Stammes. Helene Lange wurde am 9. April 1848 in Oldenburg geboren, einer echt niederdeutschen Mittelstadt, die ein zähes, bodenständiges Bürgertum hatte, ohne starre Konventionen und schroffe Klassenbildung. Eine unbeschränkte Kinderfreiheit genoß sie, in die die Erwachsenen nur hier und da mit Erziehungsmaßnahmen eingriffen. Sie wuchs in einer Kaufmannsfamilie auf. Der Vater erfüllte seinen Beruf zwar mit der größten Pflichttreue, aber seine Seele gehörte der Musik. In der Familie väterlicherseits zeigte sich überhaupt eine starke musikalische Begabung. Wie weit Helene Lange für die Musik Interesse hatte, konnte ich nicht feststellen. Sie war von frühester Kindheit an erfüllt von einem unstillbaren Drang nach Erkenntnissen. Als sie mit 5 Jahren zur Schule kam, war ihr die Fibel schon ganz vertraut. Sie hatte nämlich mit dem älteren Bruder gemeinsam die Leseübungen begonnen. Die Dreizehnjährige entdeckte im Bücherschrank ihres Vaters eine kleine Schillerausgabe, die auf sie einen ähnlichen Eindruck machte wie auf die elfjährige Marie Ebner. Schiller sollte ihr Führer in ihrem geistigen Leben werden. Als erste Schillersche Dichtung las sie den „Don Carlos". Die künstlerische Form, der Rhythmus, der Schwung des Pathos ergriffen sie zunächst: „Auf dem Tritt am Fenster der elterlichen Wohnstube gingen mir die ersten Jamben auf wie eine Offenbarung. War das schön! Den Inhalt erfaßte ich natürlich nur als Stimmung[3]." Mit der Zeit drang sie mehr und mehr in die Schillersche Gedankenwelt ein, so daß ihr Schillerscher Idealismus zu einem unverlierbaren Besitz wurde.

Von grundlegender Bedeutung für ihre weitere geistige Entwicklung war der einjährige Aufenthalt der Sechzehnjährigen im Pfarrhause zu Eningen bei Reutlingen. Eine Reihe von Gästen, die in dem Hause verkehrten, stammten aus den Kreisen der Wissenschaftler. Der älteste Sohn studierte in Tübingen Theologie. Namen wie: Strauß, Christian Baur, Tübinger Schule hörte Helene hier zum erstenmal, und sie erregten ein brennendes

[1] Lange, Helene: Lebenserinnerungen. Berlin 1928.
[2] Lange, Helene: a. a. O. S. 7.
[3] Lange, Helene: a. a. O. S. 43.

Interesse in ihr. Zugleich erkannte sie aber hier eine scharfe Trennung der Geschlechter in den geistigen Sphären. Zu Hause hatte sie eifrig mit den Freunden ihres Bruders die philosophischen Probleme der Büchner, Karl Vogt, Moleschott erörtert. Sie erkannte, ein solches Gespräch hier zu suchen, würde größtes Aufsehen erregen. Selbst die Gattin des Pfarrers, eine geistig selbständige Frau, die viel gelesen hatte, mischte sich nicht in die Debatten der Männer. In der Folgezeit führte Helene ein zurückgezogenes Dasein im Hause des Großvaters. Sie beklagte diese Zeit, die sie innerlich so wenig bereicherte. Sie las wohl Werke der neueren Literatur, aber das war ihr nicht genügend geistige Nahrung. Zu ernsthaften Studien fehlten die Bücher und Führer. Aufs lebhafteste beschäftigten sie damals die Fragen nach dem Sinn des Lebens, nach der Beziehung von Geist und Materie. Es lag nahe, daß sie den Wunsch hatte, ihren Lebensweg unabhängig und selbständig zu gehen. Sie hatte die Mutter als kleines Kind verloren. Der Vater starb, als sie 15 Jahre alt war. Ihre Bitte an den Vormund, das Lehrerinnenexamen machen zu dürfen, wurde abgelehnt. Sie verschaffte sich, 18jährig, eine Stelle in einem Pensionat in Petit Château im Elsaß. Sie sollte dort deutsche Literatur und Grammatik lehren und dafür das Recht haben, sich anzueignen, was an Wissenschaft in diesem Hause geboten wurde. Im folgenden Jahr nahm sie eine Erzieherinnenstelle in der Familie eines Fabrikanten in der Nähe von Osnabrück an. Dort blieb sie drei Jahre und unterrichtete fünf Kinder in allen Fächern der höheren Mädchenschule. 1872 legte sie in Berlin, nun nicht mehr von einem Vormund abhängig, die Lehrerinnenprüfung ab. Hier in Berlin wurde sie mit dem Problem der Frauenbildung bekannt. Anfänglich stand sie zwar diesen Fragen noch ferner, da ihr eines vor allem am Herzen lag, sich der Bildungsgüter, die hier geboten wurden, zu bemächtigen. Sie erteilte in verschiedenen Familien Privatunterricht, benutzte daneben die Zeit, um ihr geistiges Besitztum zu bereichern. Durch Schopenhauer fand sie den Zugang in die Philosophie, sie beschäftigte sich mit den englischen Popularphilosophen, arbeitete sich in Kant ein. Das entscheidendste Studium für sie war Lotzes Mikrokosmos. In den folgenden Jahren setzte sie sich mit Fechner und Wundt auseinander. Immer mehr bekannte sie sich zur Dynamik der geistigen Mächte. Lotze hatte die Kluft erkannt, die die Welt des Seinsollenden von der des Seienden, das Reich der Geschichte von dem der Naturwissenschaft, das der Sittlichkeit von dem der Natur trennte. Nur im Menschen, dieser Welt im Kleinen, diesem Mikrokosmos, sah er die Möglichkeit, diese Gegensätze zu überbrücken. Von solchen Gedanken getragen, galt ihr Hauptstreben dem inneren Wachstum, der geistigen Bereicherung. Sie erkannte

den Wert ihrer Berufsarbeit in der Heranbildung der jungen Generation zu Persönlichkeiten.

Herbst 1876 übernahm sie die Leitung des Lehrerinnenseminars der Crainschen Anstalten in Berlin. Eine ihrer Hauptaufgaben sah sie darin, die „zukünftigen Lehrerinnen sollten mit dem Bewußtsein erfüllt werden, daß sie etwas zu bedeuten haben würden für die Mädchenerziehung[1].“ Durch ihre Tätigkeit am Seminar erkannte sie mehr und mehr die Grundlagen, auf denen die Mädchenbildung aufgebaut werden mußte. An der Wende der 80er Jahre trat Helene Lange zu Kreisen in Beziehung, die das lebhafteste Interesse für Bildungsfragen hatten. Es waren die führenden Geister des politischen Liberalismus. Typische Vertreter dieser Richtung waren Henriette Schrader-Breymann, die Nichte Fröbels, und ihr feinsinniger Gatte, der Reichstagsabgeordnete Karl Schrader. Die Lebensauffassung dieses Kreises war in einem praktischen Idealismus verankert, der kirchlich nicht gebunden war, sich gründete auf unsere Klassiker und Kant, sich im Gegensatz fühlte zur materialistischen Weltanschauung. Ein Grundelement des Liberalismus war der Bildungsgedanke. Fortschritte, Überwindung von Krisen und Mißständen suchte man durch die Erziehung des einzelnen zu erreichen. So war Henriette Schrader durchdrungen von der Bedeutung weiblicher Mithilfe im Erziehungswerk. Von den Frauen des Schraderschen Kreises wurde 1887 eine Petition an das Kultusministerium eingereicht, die eine Änderung im höheren Mädchenschulwesen forderte. Ihr wurde eine Begleitschrift beigegeben, deren Abfassung Helene Lange übertragen wurde, in der sie ihre Gedanken zu einer Neugestaltung der höheren Mädchenschule niederlegte. Diese Begleitschrift, die meistens als „Gelbe Broschüre“ bezeichnet wird, eröffnete den Kampf um die Frauenbildung.

Helene Lange arbeitete unermüdlich weiter, um die äußere Form zu finden, in der den jungen Mädchen ein vertieftes Wissen vermittelt werden konnte. Sie verschaffte sich eine gründliche Kenntnis des Mädchenschulwesens des Auslandes, vor allem Englands. Am 10. Oktober 1889 eröffnete sie in der Aula der Charlottenschule in Berlin in Anwesenheit der Kaiserin Friedrich die Realkurse für Frauen, deren Ziel war, der weiblichen Jugend über die höhere Mädchenschule hinaus eine Weiterbildung zu ermöglichen. Mehrere Schülerinnen, die zwei Jahre diese Kurse besucht hatten, legten in der Schweiz die Reifeprüfung ab und bezogen die Universität. 1893 verwandelte Helene Lange die Realkurse in Gymnasialkurse mit dem Ziel des humanistischen Gymnasiums. Als eine der Hauptschöpfungen Helene

[1] Lange, Helene: a. a. O. S. 119.

Langes müssen wir die Gründung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins ansehen. Pfingsten 1890 berief Helene Lange die Lehrerinnen nach Friedrichsroda in Thüringen zur Gründung eines eigenen Vereins, zu dessen Vorsitzende sie gewählt wurde. Im Jahre 1893, der ersten Eröffnung der Gymnasialkurse, begründete sie die Zeitschrift „Die Frau", die ein Organ werden sollte, „das die Frauenbewegung mehr in ihrer kulturellen Bedeutung, in ihrer ganzen Breite und Tiefe vertrat"[1]. Als Helene Lange am 13. Mai 1930 starb, war eine der bedeutendsten deutschen Frauen dahingegangen, deren Lebenswerk der Reform der Mädchenbildung gegolten hatte.

Hedwig Heyl stellt in ihrer Autobiographie[2] dar, wie ihr soziales Interesse: nämlich die Sorge für die Mitmenschen und Teilnahme an ihrem Geschick, sich allmählich immer weiter entfaltete. Hedwig Heyl wurde am 5. Mai 1850 in Bremen als Tochter des Mitbegründers und ersten Direktors des Norddeutschen Lloyd, Eduard Crüsemann, geboren. Ihr Interesse für Dinge, die außerhalb der Schwelle des Hauses lagen, wurde in dem siebenjährigen Kind durch eine Reise des Vaters nach den Vereinigten Staaten geweckt. Sie sagt: „Dieses Erlebnis bildete einen großen Baustein im Kindergemüt[3]." Im Elternhause wurde die Liebe zu der notleidenden hilfsbedürftigen Menschheit entfacht. Der Vater hatte stets für arme Menschen ein warmes Herz. Er bemühte sich, ihnen irgendwelche Arbeit zu beschaffen, damit sie den täglichen Unterhalt sich erwerben konnten. Auch die Schule von Ottilie Hoffmann, die Hedwig bis zum 12. Lebensjahr besuchte, erzog sie zur Hilfsbereitschaft. Ottilie Hoffmann, die Begründerin der Anti-Alkoholbewegung in Deutschland, war erfüllt vom karitativen Geist. Sie erzählte den Kindern von den Liebestaten des Heilandes und lehrte sie erkennen, daß sie als Christinnen auch gut handeln müßten. Hedwig hörte von der Notwendigkeit der Fürsorge der Christen für die Heiden. In der Schule wurde fleißig für die Missionen gearbeitet. Hier lernte sie die ersten Kleider für die Negerkinder nähen. In dieser Sphäre konnte ihre Nächstenliebe wachsen und feste Wurzeln schlagen. „Keine nur irgend sich bietende Gelegenheit dazu ließ ich mir entgehen — ob ich mich selbst meiner Schürze beraubte, um ein zerlumptes Kind auf der Straße damit zu kleiden oder mit Konzertbilletts für einen kranken Musiker handeln ging — Flicken sammelte und verkaufte, um armen Kindern eine Freude zu bereiten

[1] Lange, Helene: a. a. O. S. 214.
[2] Heyl, Hedwig: Aus meinem Leben, in „Weibliches Schaffen und Wirken". 2. Bd. Berlin 1925.
[3] Heyl, Hedwig: a. a. O. S. 2.

— alles schien mir natürlich und glückversprechend[1]." Mit 13 Jahren las sie Pestalozzis Werk „Lienhard und Gertrud", das ihr zeigte, „wie jeder Verpflichtungen gegen seinen Nächsten hat"[2]. Vom 15. bis 17. Lebensjahr war sie Schülerin in Neu-Watzum. Hier drang sie ein in die Gedankenwelt Friedrich Fröbels. Sein Prinzip, stets die Vermittlung der Gegensätze anzustreben, gab ihr viel zu denken. Sie erblickte in ihrer Lehrerin Henriette Breymann, die jede Schülerin zur geistigen Mütterlichkeit, die ihr zur Erfüllung eines jeden Frauenberufes unentbehrlich erschien, erziehen wollte, eine Führerin und Wegweiserin.

Nach ihrer Ausbildung in Neu-Watzum beschäftigte sich die Siebzehnjährige viel mit dem kleinen Bruder, der der Pflege bedurfte. Sie fühlte eine gewisse Verantwortung für diesen kleinen Menschen, an dem Fröbel „das Studium der geistigen Keime und ursprünglichen Anlagen ebenso verlangte wie das des körperlichen Lebens"[3]. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte sie das Wachsen und Entfalten der körperlichen und geistigen Kräfte des Kleinen. Aus der Liebe zu dem Bruder erwuchs ein Interesse für Kinder überhaupt, „und das große Problem der Menschenerziehung stieg wie ein fernes Ziel vor mir auf"[4]. Ein weites soziales Arbeitsfeld bot sich ihr, als sie 1869 als Gattin eines Großindustriellen in das wirtschaftliche und soziale Leben Berlins eingeführt wurde. Ihr erstes großes Werk sozialpädagogischer Art war die Gründung eines Kindergartens. Hier versammelte sie die Kinder der Arbeiter, die in der Fabrik ihres Gatten beschäftigt waren. Neben dem Kindergarten entstand bald eine Erziehungsanstalt für Arbeiterkinder, aus der später das stattliche Charlottenburger Jugendheim erwuchs. Die Knaben wurden hier in der schulfreien Zeit mit den verschiedensten Handwerkerarbeiten vertraut gemacht, für die Mädchen wurde eine Haushaltungsschule eingerichtet. Auf Hedwig Heyls Anregung wurde 1885 die erste Kochschule dem Pestalozzi-Fröbelhaus angegliedert als Pestalozzi-Fröbelhaus II, in welcher erwachsenen Mädchen in Vierteljahrskursen Kochunterricht erteilt wurde. Die Ausbildung von Hauswirtschaftslehrerinnen, die immer mehr gefordert wurde, lief nebenher. Durchdrungen von dem Gedanken, daß die hauswirtschaftliche Erziehung der Frau die Grundlage zur Volksgesundheit bildet, erreichte sie die fakultative Einführung des hauswirtschaftlichen Unterrichtes in den Mädchenschulen. Infolge Überarbeitung stellten sich bei ihr neuralgische Kopfschmerzen ein, von denen sie sich durch Gartenarbeit erlöste. Es reifte in ihr der Gedanke, eine Gartenbauschule für Frauen zu gründen. Die Stunden in Theorie

[1] Heyl, Hedwig: a. a. O. S. 3. [2] Heyl, Hedwig: a. a. O. S. 4.
[3] Heyl, Hedwig: a. a. O. S. 6—7.
[4] Heyl, Hedwig: a. a. O. S. 7.

und Praxis teilte sie sich mit ihrem Obergärtner. In der Tätigkeit als Gärtnerin, im Aufziehen und in der Pflege der Pflanzen sah sie eine für die Frau befriedigende Arbeit, die ihren Anlagen beste Entwicklungsmöglichkeit bot.

1904 fand unter ihrer Leitung der Internationale Frauenkongreß in Berlin statt. Helene Lange wurde Leiterin der Abteilung für Frauenbildung, Alice Salomon für Frauenberufe, Marie Stritt für Frauenstimmrecht. Hedwig Heyl, der genialen Organisatorin, wurde die Leitung des Berliner Lokalkomitees übertragen. Ihren weitsichtigen, großzügigen Vorbereitungen war zum großen Teil das Gelingen des Kongresses zu danken. Eine Frucht dieses Kongresses war die Gründung der ersten internationalen Frauenvereinigung in Deutschland: des deutschen Lyzeumklubs, zu dessen Vorsitzende die bewährte Gründerin und Leiterin blühender sozialer Einrichtungen Hedwig Heyl ernannt wurde. Der Lyzeumklub wollte Sammelpunkt der gebildeten deutschen Frauenwelt sein. Er umfaßte die verschiedensten Kommissionen, so die soziale und gesellschaftliche Kommission, die Abteilung für Kunst und Kunstgewerbe, für Musik, Literatur, Journalistik. 1910 übernahm Hedwig Heyl die Leitung des Frauenbundes der deutschen Kolonialgesellschaft. Dieser Verein war 1907 von Freifrau von Liliencron unter dem Namen „Deutsch-kolonialer Frauenbund" ins Leben gerufen worden. 1912 fand unter Hedwig Heyls Leitung die Ausstellung „Die Frau im Beruf und Haus" statt, die eine zusammenfassende Darstellung der gesamten Frauenarbeit geben sollte. Es wurde gezeigt, was die Frau auf den Gebieten der Wissenschaft, Literatur, Kunst, des Erziehungsrechtes, der Sozialpolitik, als Beamtin und Handwerkerin geschafft hatte. Im Kriege waren es vor allem die Fragen der Ernährung unseres Volkes, die sie beschäftigten. Hedwig Heyl hat das Verdienst, durch die verschiedenen von ihr ins Leben gerufenen Einrichtungen die Not vieler Frauen und Kinder, Mißstände im Familienleben bekämpft und den Grund zu einer gründlichen hauswirtschaftlichen Ausbildung der zukünftigen Hausfrau und Mutter gelegt zu haben.

Die Entwicklung eines politisch interessierten Frauentyps stellt sich in Malwida von Meysenbug[1] dar. Sie wurde am 28. Oktober 1816 in Hessen-Kassel geboren. Sie bekam durch die Stellung ihres Vaters als Kabinettsrat und Staatsminister des Kurfürsten von Hessen-Kassel schon früh die Augen für politische Dinge geöffnet. Ihr politisches Interesse wurde

[1] von Meysenbug, Malwida: Memoiren einer Idealistin. 3 Bände. Berlin-Leipzig 1907.

ganz besonders geweckt durch die Revolution 1830 in Kassel. „Ein Vorgefühl von Dingen, die eine bis dahin unbekannte Wichtigkeit ahnen ließ, erfüllte mich[1].“ Sie schaute die schweren Wolken, die sich am politischen Himmel zusammenzogen. Sie sah die Erbitterung des Volkes über den Fürsten, der unter dem Einfluß einer Maitresse stand, sie erlebte die schweren Folgen eines despotischen Herrschertums. Es ist nicht erstaunlich, daß eine Vorliebe für die Demokratie allmählich in ihr erwuchs. Die Eindrücke der Revolution gingen nicht wirkungslos an ihr vorüber. Sie begann Zeitungen zu lesen und politische Ereignisse zu verfolgen. Von größter Bedeutung für ihre politische Entwicklung wurde der Verkehr mit dem Theologen Theodor Althaus, dem ältesten Sohn ihres Religionslehrers. Sie lernte ihn 1844 kennen, als er seine Universitätsferien in Detmold verlebte. Er war bemüht, ihre zweifelnden Fragen zu klären und ihren Wissensdurst zu befriedigen. Malwida hatte oft schmerzlich das Ungenügende ihres Lebens empfunden. In den Gesprächen mit ihm nahm die Politik einen großen Raum ein. Er trug zu ihrer endgültigen Bejahung der Demokratie bei. Mit der größten Spannung verfolgte sie die Ereignisse von 1848. Die Märztage dieses Jahres verbrachte sie in Frankfurt a. M. Sie gibt in ihren Memoiren eine beredte Schilderung vom Vorparlament in der Paulskirche, dem sie einen Tag beiwohnen konnte. Als die Mutter mit ihren Töchtern nach Detmold zurückkehrte, bedeutete für Malwida dieser Abschied eine schwere Entsagung, da Frankfurt durch die Einberufung des Parlamentes Mittelpunkt des nationalen Geschehens werden sollte. Malwida geriet bald in Widerspruch mit ihrer Familie, da ihre politischen Ideen eine von denen der Familienmitglieder völlig abweichende Richtung nahmen. Ihre Stellung wurde immer peinlicher. Das Zusammenleben mit den Ihrigen schien auf die Dauer unmöglich zu sein. Sie erkannte die Notwendigkeit einer Trennung. 1850, 34 Jahre alt, trat sie in die von Emilie Wüstenfeld und Bertha Traun gegründete und von Karl und Johanna Fröbel geleitete Hamburger Frauenhochschule ein, die ihr Gepräge den Ideen der 50er Jahre verdankte. Sie wollte den Frauen Bildung in akademischer Form vermitteln. Malwida faßte den Entschluß, sich mit gleichgesinnten Frauen in Verbindung zu setzen, um Deutschland „wie mit einem Netz einer großen Frauenverbindung zu überziehen, in der auch die Schwächeren, Zaghaften durch die Gemeinsamkeit Mut fassen sollten“[2]. Als Ziel steckte sie sich, „an der Emanzipation der Frauen von den engen Grenzen, welche die Gesellschaft ihrer Entwicklung gesteckt hat, und von

[1] von Meysenbug, Malwida: a. a. O. 1. Bd. S. 27.
[2] von Meysenbug, Malwida: a. a. O. 1. Bd. S. 269.

den Kleinlichkeiten und der Unwissenheit, welche die Folgen davon waren, arbeiten zu helfen“[1]. Sie wollte sich mit Gleichgesinnten dafür einsetzen, daß man der Individualität der Frauen gerecht würde, damit diese nicht, um mit Gertrud Bäumer zu sprechen, „persönlich richtungslos als Gattungsgeschöpfe an irgendeinen Strand geschwemmt werden, der ihnen die ungesuchte Heimat wird“[2]. Im Vorwort ihrer Memoiren sagt Malwida, daß sie den besonderen Zweck ihres Werkes darin sehe, die wahre Emanzipation der Frauen zu fördern. Bei der Darstellung ihres Lebensganges will sie an ihre glücklicheren Schwestern denken, die sich einst nach ihr in der freien Luft eines anerkannten Rechtes entwickeln können, die „im Verein mit dem Manne an der Vervollkommnung des Lebens in der Familie, der Gesellschaft, dem Staat, in Wissenschaften und Künsten — kurz, an der Verwirklichung des Ideals im Leben der Menschheit arbeiten“[3] werden. Aber nur kurze Zeit blühte die Hochschule, sie löste sich bald auf. Von außen her, namentlich von den Behörden, wurden Schwierigkeiten gegen die Anstalt in den Weg gelegt, dazu kam, daß die Gesinnung vieler der Beteiligten lauer wurde.

Ende April 1852 reiste Malwida zu einer Freundin nach Berlin. Ihr Verkehr mit demokratisch gesinnten Personen machte sie der Berliner Polizei verdächtig. Aus Berlin ausgewiesen, begab sie sich im Mai über Hamburg nach London. Sie war stark genug, für ihre Überzeugungen ein Exil in England auf sich zu nehmen. 1862 verließ sie England auf immer, um nach Italien überzusiedeln. In den Memoiren treten von jetzt an die politischen Ideen mehr zurück. Dagegen rückt das Interesse für Musik und bildende Künste, das ihr von Jugend auf eigen war, mehr in den Vordergrund. Malwida verkehrte in dem letzten Drittel ihres Lebens während ihres Aufenthaltes in Rom in hocharistokratischen Kreisen. Es sind vor allem zu nennen: Graf Schack, Fürstin Karoline von Wittgenstein, Freiherr Alexander von Warsberg, der deutsche Botschafter Bernhard von Bülow. Malwida ist ihren politischen Ansichten im wesentlichen nicht untreu geworden. Viele ihrer Ideale, für die sie gekämpft hatte, waren verwirklicht. Ein freieres politisches Leben herrschte in Deutschland. Die radikale Demokratin von 1848 rang sich zu dem Gedanken eines künstlerisch eingestellten Weltbürgertums durch.

Wie in den Memoiren Malwida von Meysenbugs kann man auch in der Autobiographie Käthe Schirmachers[4] die Ent-

[1] von Meysenbug, Malwida: a. a. O. 1. Bd. S. 270.
[2] Bäumer, Gertrud: Die seelische Krisis. 2. Aufl. Berlin 1924, S. 186.
[3] von Meysenbug, Malwida: a. a. O. S. XXX.
[4] Schirmacher, Käthe: Flammen. Erinnerungen aus meinem Leben. Leipzig 1921.

wicklung des politischen Interesses verfolgen. Käthe Schirmacher wurde am 6. August 1865 in Danzig geboren. Der Vater, Großkaufmann, entstammte einer alten Danziger Kaufmannsfamilie. Da er mit ausländischen Kaufleuten im regen Verkehr stand, hatte er sich eine tiefe politische Einsicht und Weltkenntnis erworben. Wenn die fünfjährige Käthe mit dem Vater spazieren ging, hing sie sich wohl an seinen Arm und bat: „Vater, erzähle Geographie und Politik[1].“ Die Mutter stammte aus Graudenz, wo ihr Vater Apotheker war. Die Bedrängnis französischer Fremdherrschaft in den Jahren 1807—1813, die Begeisterung der Freiheitskriege hatten in dem Großvater Julius Scharlock ein ungewöhnliches Maß von Willenskraft erzeugt. Strenge Zucht, Arbeitsfreude und Freiheitsliebe war das Erbgut, das Käthe Schirmacher von ihren Großeltern beiderseits empfing. In dem Familienleben, in dem sie aufwuchs, wurde der Blick für politische Dinge geschärft. Der Krieg 1870/71 hinterließ bei dem fünfjährigen Kind Gefühle vaterländischer Begeisterung. Sie gesteht, daß sie vom 12. Lebensjahr an Frauenstimmrechtlerin war. Es war eine ihrer liebsten Beschäftigungen, in Wahlzeiten Stimmzettel zu falten und fortzusenden oder mit dem Vater zu wandern und über Politik zu sprechen. Bestrebungen der Frauenbewegung waren ihr damals schon nicht mehr fremd. In den Danziger Kaufmannskreisen und auch im eigenen Elternhaus stand die Frau gleichberechtigt neben dem Mann. Aber sie wußte, daß draußen in der Welt der Frau die größten Hindernisse entgegentraten, wenn sie Bildungsmöglichkeiten und politische Rechte erwerben wollte. Wie wenig man darauf bedacht war, der Frau eine wissenschaftliche Ausbildung zu geben, hatte sie selbst erfahren. Die Dreizehnjährige äußerte der Mutter gegenüber den Wunsch, studieren zu wollen. Die Mutter konnte nicht fassen, daß sie als Mädchen solche Gedanken hegen konnte. Da sie nicht studieren konnte, besuchte sie das Lehrerinnenseminar, „damals der Gipfel aller Frauenbildung“[2]. Nach bestandener Prüfung 1883 kam sie als Lehrerin nach Berlin, wurde dann Erzieherin in einer Familie in Thüringen. Ostern 1885 trat sie auf Rat und mit Unterstützung ihres Schwagers, der wohlhabender Danziger Großkaufmann war, eine Reise nach Paris an. An der Sorbonne erreichte sie die Anerkennung ihrer deutschen Zeugnisse. 1887 bestand sie das philosophische Staatsexamen. Hätte sie sich naturalisieren lassen, dann wäre ein glattes Leben ihr beschert gewesen. Sie hätte eine Stelle als Oberlehrerin in der Provinz und später in Paris erhalten. In Deutschland aber fand ihr Examen keine Anerkennung. Sie trat in Verbindung mit englischen Frauenhochschulen und erhielt in kurzer Zeit eine

[1] Schirmacher, Käthe: a. a. O. S. 8.
[2] Schirmacher, Käthe: a. a. O. S. 11.

Berufung als Oberlehrerin für Deutsch und Französisch an die Blackburnhouse Highschool in Liverpool. Ein schweres Halsleiden machte im Herbst 1889 ihrem Lehrberuf zunächst ein Ende. Drei Jahre blieb sie in Danzig. In dieser Zeit brach die Frauenbewegung sich dort Bahn. Käthe Schirmacher griff zur Feder und ließ Artikel in der „Danziger Zeitung" erscheinen. Im Jahre 1893, 28jährig, wurde sie auf dem internationalen Frauenkongreß in Chicago Vertreterin des Vereins „Frauenwohl" in Danzig. Sie erkannte dort, wie weit in Amerika die Bestrebungen der Frauenbewegung verwirklicht waren. In die Heimat zurückgekehrt, hielt sie über den Weltfrauenkongreß Vorträge in Königsberg und Danzig. Als Frucht des Weltfrauenkongresses wurde der „Bund deutscher Frauenvereine" gegründet. Seine erste Vorsitzende wurde Auguste Schmidt. Diese und Helene Lange traten mehr für die weiblichen Bildungsfragen, Käthe Schirmacher und Minna Cauer dagegen für Frauenstimmrecht und bürgerliche Rechtsreform ein. 1896 wurde ihr von Auguste Schmidt die deutsche Vertretung zum internationalen Frauenkongreß in Paris übertragen.

Außer den Bestrebungen der Frauenbewegung war es vor allem die preußische Ostmarkenpolitik, die sie mit Aufmerksamkeit verfolgte. In der Ostmark aufgewachsen, waren ihr die dortigen Nationalitäten bekannt. Die Gefahr ihrer Heimat erkannte sie erst, als sie in Paris den Haß und das Arbeiten der Tschechen und Polen gegen Deutschland sah. Durch das Werk „Die Polennot" von W. von Massow wurde ihre Aufmerksamkeit ganz besonders auf die Ostmarkenpolitik gelenkt. Auf den ostdeutschen Frauentagen in Elbing, Allenstein, Culm und Zoppot hielt sie Vorträge. Am 19. Januar 1919 wurde sie zur deutschnationalen Abgeordneten für Westpreußen gewählt. Ihre politische Tätigkeit kennzeichnen am besten ihre eigenen Worte: „Ich rang um Heimat und Deutschtum[1]."

In den angeführten Beispielen konnten wir im Lebenslauf der verschiedenen Frauen den Werdegang einzelner bestimmter Interessen verfolgen von den ersten leisen Ankündigungen bis zur Vollentwicklung. Zuweilen ließen sich im Entwicklungsverlauf ein und desselben Interesses Variationen und Kombinationen erkennen. Oft schien ein Interesse während einer Zeit ganz zurückgedrängt zu sein, um dann wieder mit erneuter Kraft hervorzubrechen. Man kann hier an einen Fluß denken, der auf seinem Lauf plötzlich von der Oberfläche verschwindet, unterirdisch weiter fließt und dann wieder hervorbricht. Trotz alledem ist aber in den dargestellten Fällen im allgemeinen eine stetige Entwicklungslinie gewahrt.

---

[1] Schirmacher, Käthe: a. a. O. S. 86.

## § 2. Darstellung von Fällen, die Unstetigkeiten im Entwicklungsverlauf der Interessen zeigen.

Die Entwicklung der Individualität des Menschen unterliegt oft den größten Wandlungen. Interessen als Ausdruck der Wesenseigentümlichkeiten zeigen demgemäß in ihrem Entwicklungsprozeß auch oft starke Veränderungen, Verschiebungen, Umlagerungen, Ablösungen, so daß die verschiedenartigsten Entwicklungstypen möglich sind.

An den folgenden Beispielen werden solche Fälle veranschaulicht, wo der Entwicklungsverlauf eines Interesses plötzlich abgebrochen und in eine andere Richtung geleitet wird. Das Material für den ersten Fall entnehme ich der Autobiographie der Franziska Tiburtius[1]. Sie wurde 1843 auf einem kleinen Landgut auf der Insel Rügen geboren. Sie ist eine der ersten Ärztinnen Deutschlands. Ehe sie sich dem Studium der Medizin zuwandte, war sie Erzieherin. Ihre Erinnerungen veranschaulichen den Interessenwandel von dem Beruf der Erzieherin zu dem der Ärztin. Die ersten Interessen für wissenschaftliche Erkenntnisse äußern sich in ihrem 12. Lebensjahr, und zwar wurden sie geweckt durch ihre Lehrerin Luise Volkmann, die Vorsteherin der damaligen ersten und besten Privatschule in Stralsund war. Mit 16 Jahren verließ sie die Schule und nahm im folgenden Jahr eine Stelle als Erzieherin in einem adeligen Hause Norddeutschlands an. Als sie mit 23 Jahren das ihr lieb gewordene Haus verließ, faßte sie den Plan, eine Schule zu übernehmen. Zunächst ging sie nach England, da sie sich für ihren künftigen Beruf viel von dem Einblick in englische Schul- und Pensionatsverhältnisse versprach. Ihr ganzes Interesse war darauf konzentriert, möglichst viel Erfahrungen für den Erzieherinnenberuf zu sammeln. Sie kam in das Erziehungsinstitut von Miß Boswood in London. Sie sah bald ein, daß sie die Organisation der Schule für ein eigenes Erziehungsinstitut nicht übernehmen könne, wohl aber einzelne Gesichtspunkte, von denen aus Erziehung und Charakterbildung geleitet wurden. Während ihres Aufenthaltes in England nahm sie noch eine Stelle in dem Hause eines englischen Geistlichen an, wo ihr vier junge Mädchen im Alter von 12—19 Jahren anvertraut wurden. Nachdem sie ein Jahr in diesem Hause zugebracht hatte, kehrte sie in die Heimat zurück. Fest stand vor ihr das Ziel, eine Mädchenschule einzurichten oder zu übernehmen.

Nun trat eine plötzliche Wendung ein, die ihrem Leben eine andere Richtung geben sollte. Der Bruder hatte für ihre Zukunft

[1] Tiburtius, Franziska: Erinnerungen einer Achtzigjährigen. 2. Aufl. Berlin 1925.

neue Pläne. Er war Arzt und glaubte in ihr eine Befähigung für den ärztlichen Beruf zu sehen. Sie konnte sich aber nicht dazu entschließen, ihren bisherigen Lebensberuf aufzugeben und ihr Interesse nun einem neuen Gebiet, dem der Medizin zuzuwenden. Ihr Zögern und ablehnendes Verhalten erklärt sich vor allem aus den damaligen Verhältnissen und Anschauungen. Es war ganz undenkbar, daß eine Frau auf der Universität Medizin studierte. In ihren „Erinnerungen" findet man bis dahin nicht die geringsten Andeutungen dafür, daß sie jemals daran gedacht hat, Medizin zu studieren. Der Bruder ließ jedoch in seinen Plänen nicht nach. Immer wieder legte er in Briefen seine Gedanken ihr dar. Seine Einwirkungen sollten nicht fruchtlos bleiben. „Da endlich entschloß ich mich, das Steuer meines Lebensschiffes umzulegen[1]." Herbst 1871 ging Franziska Tiburtius im Alter von 28 Jahren nach Zürich, um Medizin zu studieren. Von einer konfliktvollen inneren Umstellung von einer Interessensphäre zur andern hören wir nichts. Es sind lediglich äußere Umstände, die sie zögern ließen. Mit demselben regen Interesse, mit dem sie sich dem Erzieherinnenberuf gewidmet hatte, nahm sie nun auch das medizinische Studium auf: „So gingen die nächsten Jahre hin in Ruhe und Arbeit und ich darf wohl sagen, mit tieferem Eindringen in das Studium; es nahm sozusagen den ganzen Menschen mehr und mehr in Besitz[2]." Die Tätigkeit als Erzieherin hatte in ihr die Fähigkeit ausgebildet, Menschen in ihrer Eigenart zu erfassen und sich selbst auf den anderen Menschen einzustellen. Sie war dadurch als Ärztin in hohem Maße geeignet, den geistigen Kontakt zwischen sich und den Patienten herzustellen. Der Lehrerinnenberuf hatte in ihr auch ein starkes Verantwortlichkeitsgefühl ausgebildet. Die Tätigkeit in dem einen Beruf hatte so Eigenschaften entwickelt, die eine gute Grundlage für den neuen wurden. Nach Vollendung ihrer Studien wurde sie Volontärärztin in Dresden. In Berlin begann dann ihre eigentliche Berufsarbeit. Die Schwierigkeiten, die namentlich im Anfang ihrer Praxis sich gegen den weiblichen Arzt erhoben, konnten in ihr nicht das Interesse und die Freude am Beruf zerstören. Sie gründete vereint mit der Ärztin Dr. Lehmus eine Klinik für Arbeiterfrauen, aus der sich im Laufe der Zeit die „Klinik weiblicher Ärzte" entwickelte. Wie sie zu ihrem Beruf stand, sagen folgende Worte: „Es war im ganzen und großen der gewöhnliche Tageslauf des vielbeschäftigten Arztes mit seinen Leiden und Freuden, Ängsten und Nöten, schlaflosen Nächten voll sorgender Gedanken, dem Druck der Verantwortung und den Momenten hoher Befriedigung, wie es nur Berufsgenossen ver-

[1] Tiburtius, Franziska: a. a. O. S. 109.
[2] Tiburtius, Franziska: a. a. O. S. 164.

stehen, ein volles und reiches Leben, wert, gelebt zu werden, das ich mit keinem andern vertauschen möchte[1]."

Caroline Herschels Memoiren und Briefwechsel[2] legen dar, wie sie zuerst Sängerin und dann Astronomin wurde. Caroline Herschel, die Schwester des Astronomen Friedrich Wilhelm Herschel, wurde am 16. März 1750 in Hannover geboren. Der Vater war Musiker und seit 1731 in Hannover im Musikkorps des Garderegiments als Hoboist angestellt. Auch seine Söhne wurden Musiker. Der Vater war dazu ein Bewunderer der astronomischen Wissenschaft und besaß darin einige Kenntnisse. Caroline erinnert sich, wie sie von ihm in einer kalten Nacht auf die Straße geführt wurde, um einen Kometen zu beobachten und um einige Sternbilder kennen zu lernen. Im Jahre 1755 mußten Vater und Söhne als Musiker mit dem Regiment nach England. Schon in ihren Erinnerungen an die frühe Kindheit verrät Caroline eine schwärmerische Liebe zu ihrem um 12 Jahre älteren Bruder Wilhelm. 1757 kehrten Vater und Brüder wieder in die Heimat zurück, doch begab sich Wilhelm bald wieder nach dort. 1764 kam er zur Konfirmation seiner Schwester Caroline nach Hannover. Dieser Besuch bereitete der Schwester eine unbeschreibliche Qual, weil ihre Verpflichtungen in Schule und Haus nur selten erlaubten, daß sie sich zur Familie gesellen konnte. „Von der Freude und dem Vergnügen, welche dies lang gewünschte Wiedersehen meines teuren, oder wie ich sagen muß, teuersten Bruders allen bereitete, kam nur ein geringer Teil auf mich, denn, wenn ich nicht in der Kirche oder in der Schule war, hatte ich in der Küche zu tun, und selten kam ich dazu, mich zur Familie zu gesellen, wenn sie beisammen war[3]." 1767 verlor Caroline den Vater. Eine dunkle Zukunft lag vor ihr. Die Siebzehnjährige besaß kaum mehr als die ersten elementarsten Schulkenntnisse und war nun auch des Vaters beraubt, der ihr eine bessere Erziehung hätte geben lassen. Die Mutter hatte für diese Wünsche ihrer Tochter kein Verständnis und hielt sie nur zu häuslichen Arbeiten an. Wilhelm vergaß aber seine Schwester nicht. Er lud sie ein nach Bath zu kommen, wo er versuchen wollte, sie zur Sängerin auszubilden. Im August 1772 begab sich Caroline nach England. Wilhelm Herschel war Musiklehrer in Bath und Organist der Octagon-Kapelle. Caroline erhielt täglich zwei bis drei Gesangstunden. Daneben unterrichtete er sie im Englischen und in der Arithmetik. Zur Erholung sprachen sie von astronomischen Dingen. Bei der

[1] Tiburtius, Franziska: a. a. O. S. 196.
[2] Herschel, Caroline: Memoiren und Briefwechsel. Berlin 1877.
[3] Herschel, Caroline: a. a. O. S. 23.

Aufführung des „Messias“ und des „Judas Makkabäus“ sang sie die Rezitative und Arien so vorzüglich, daß sie großen Beifall erntete. Sie war bald die erste Sängerin der Konzerte. Man bot ihr ein Engagement für das Musikfest in Birmingham an, das sie aber ablehnte, weil sie nur unter der Leitung ihres Bruders singen wollte. Am Weißen Sonntag 1782 sangen und spielten Wilhelm und Caroline in der St. Margarethenkapelle zum letztenmal.

Wilhelm war inzwischen berühmter Astronom geworden und seit 1781 Mitglied der Königlichen Gesellschaft für Astronomie. Er widmete nun seine ganze Zeit dieser Wissenschaft. Caroline nahm, da ihr Entwicklungsgang sich eng an den des Bruders anschloß, vollen Anteil an dem Wechsel seines Berufslebens. Sie war so sehr von dem Bruder abhängig, daß sie, als er seine Laufbahn änderte, auch ihren Beruf als Sängerin aufgab. 1782 siedelten die Geschwister nach Datchet über, wo ein an das Haus anstoßender Grasplatz sich vortrefflich zum Observationsplatz für ihre astronomischen Untersuchungen eignete. Caroline wurde die Gehilfin ihres Bruders. Er gab ihr einen Kometensucher, mit dem sie am 20. August 1782 ihre Beobachtungen begann, die sie genau aufzeichnete und beschrieb. 1786 zogen die Geschwister nach Slough, wo ein 40füßiges Teleskop aufgestellt wurde. Am 1. August 1786 entdeckte Caroline den ersten Kometen und teilte die Entdeckung verschiedenen Astronomen mit. Sie wurde vom König als Assistentin ihres Bruders ernannt und ein bestimmtes Gehalt ihr zugesprochen. In den folgenden Jahren machte sie noch manche wertvolle Entdeckung. So erfolgten Kometenentdeckungen am 21. Dezember 1788, am 7. Januar und 17. April 1790, am 18. Dezember 1792. Die Jahre 1788—98 waren die arbeitsreichsten ihres Lebens. Die Kgl. Gesellschaft für Astronomie veröffentlichte zwei ihrer Werke: „Katalog über 860 von Flamsteed beobachtete, aber im Britischen Katalog nicht verzeichnete Sterne“ und „Generalregister zum Nachschlagen jeder Beobachtung jedes Sternes des oben erwähnten Britischen Katalogs“. 1828 verlieh die Kgl. Astronomische Gesellschaft ihr die Goldene Medaille, verbunden mit der Auszeichnung der Ernennung zum Ehrenmitglied. Der Tod des Bruders 1822 versetzte sie in die tiefste Einsamkeit. Sie kannte nur einen Wunsch, das Land, wo sie 50 Jahre nur für ihn gelebt und gearbeitet hatte, zu verlassen und in die Heimat zurückzukehren, wo sie 1848 starb.

Eine Führerin in wahrer sozialer Arbeit, in der Jugendfürsorge, war Frieda Duensing[1]. Sie gehört mit zu den Bahnbrecherinnen praktischer Jugendfürsorge in Deutschland.

[1] Duensing, Frieda: Ein Buch der Erinnerung. 2. Aufl. Berlin 1923.

Sie wurde am 26. Juni 1864 in Diepholz in Hannover geboren und starb am 5. Januar 1921 als Direktorin der sozialen Frauenschule in München. Wer ihre Briefe, Tagebuchblätter und Abhandlungen liest, empfindet ihre ganze Hingabe an die Probleme der Jugendfürsorge, der Jugenderziehung. Ihr Augenmerk war gerichtet auf die Bekämpfung all der Schäden, die der Jugend drohen. Die Triebkräfte zu ihrer sozialen Arbeit waren Nächstenliebe und Mitempfinden.

Erst das letzte Drittel ihres Lebens war der sozialen Arbeit gewidmet. Lange hat sie um das rechte Feld ihrer Tätigkeit gerungen. Ihre Schulbildung erhielt sie an einer höheren Töchterschule in Hannover. Im Anschluß daran besuchte sie das Lehrerinnenseminar und legte in ihrem 21. Jahre, 1885, die Lehrerinnenprüfung ab. Sie hatte gehofft, ihr Leben der Kunst weihen zu können und Schriftstellerin zu werden. Aber obgleich sie eine Künstlerseele in sich trug, die reich an Gedanken und Ideen war, fehlte ihr die erforderliche Gestaltungskraft. Nach vergeblichen Versuchen, das innerlich Geschaute künstlerisch zu gestalten, wandte sie ihr Interesse der sozialen Arbeit zu. Die Sehnsucht nach der schriftstellerischen Tätigkeit durchzieht jedoch ihre Briefe und Tagebücher bis zu ihrem Tode, auch als sie nun all ihre Kraft in den Dienst einer großen sozialen Aufgabe stellte. Sie studierte in Zürich Jura. 1904 begann sie in Berlin mit der praktischen Jugendfürsorge, wurde dort Dozentin an der sozialen Frauenschule, 1918 Direktorin der sozialen Frauenschule in München. Durch die Macht ihrer Persönlichkeit wirkte sie auf die Menschen ein. Die Theorie galt ihr wenig, viel mehr erhoffte sie von dem Einfluß eines lebensvollen Menschen. In diesem Sinn ist ihr Wort zu verstehen: „Erziehung ohne Persönlichkeit ist . . . ein leeres Wort[1].“

Die biographischen Skizzen Anna von Kranes[2] zeigen, wie in der Kindheit der Dichterin sich Interessen für die Bühne, für die Dichtung und Malerei äußern, im Laufe des Lebens aber das Interesse für die Dichtung den Sieg davonträgt. Anna von Krane wurde am 26. Januar 1853 zu Darmstadt geboren. Mütterlicherseits gehörte sie einem französischen, väterlicherseits einem alten westfälischen Geschlecht an. Von klein auf war in ihr ein Dürsten nach Schönheit: „Mein ahnendes Künstlerauge konnte sich nicht satt daran trinken, wenn sie sich ihm bot[3].“ Die Zehnjährige vergötterte die Prinzessin und Dichterin Carmen-

[1] Duensing, Frieda: a. a. O. S. 286.
[2] von Krane, Freiin, Anna: Aus dem Skizzenbuch meines Lebens. Bocholt 1918.
[3] von Krane, Freiin, Anna: a. a. O. S. 51.

Sylva wegen ihrer Schönheit. Sie hatte schon in diesem Alter auch ein Gefühl für die Schönheit in der Sprache. Von ihrer Erzieherin wurde sie Sonntags zu dem Gottesdienst der Réfugiés mitgenommen. Wurde sie auch durch die gesungenen Psalmen gelangweilt, so wurde ihr Kinderohr während der Predigt durch die schöne Aussprache des Französischen gefesselt. Wirklich gutes Deutsch hörte sie nie in ihrer Umgebung. Das klangvolle Französische kam daher einem stillen Bedürfnis ihrer Seele entgegen. Eine besondere Vorliebe hatte sie für den Ton der Glocken: „Ein schönes Geläute ging mir über alle Musik, und es ward mir auch im Leben zuteil, daß ich öfters die Stimme der Glocken in feierlicher Weise zu hören bekam[1].“ Die künstlerische Begabung hatte sie von ihrem Vater geerbt. Er und seine Geschwister zeichneten, malten und dichteten. Sie taten es zum Vergnügen und legten nicht viel Wert darauf, ihr Talent auszubilden. Mit der Kunst an die Öffentlichkeit zu treten, das galt als unfein und unerlaubt. Daher mußte Anna von Krane die größten Kämpfe überstehen, als sie ihr künstlerisches Talent ausbilden wollte. Ein Besuch bei der Tante gewährte der Zehnjährigen ein besonderes Vergnügen. Im Nebenhause wohnten Cousinen, mit denen sie T h e a t e r spielte. Eine spanische Wand und ein Sofa mit Kissen bildeten Hintergrund und Bühne. Als Königsmantel diente eine Tischdecke, als Feenschleier eine Tüllgardine. „So schauspielerten wir, Darsteller und Zuschauer in einem, und unsere Einbildungskraft ließ uns Ritterburgen und Schlösser, Kerker und Waldeinsamkeit in Sofa und spanischer Wand erblicken[2].“ Als Bühne für ihre Phantasiespiele diente auch der schöne Garten der Großmutter in Darmstadt. Er stellte meistens die Insel Robinsons vor, und sie war der einsame Schiffbrüchige. Stundenlang konnte sie in diesem Garten mit seiner Farbenschönheit träumen. Anna von Krane zeigt sich in ihrer Vorliebe für das Theaterspielen als eine verwandte Natur mit Gabriele Reuter und Marie von Ebner-Eschenbach. Sie schrieb damals ein D r a m a und versuchte es auch mit dem R o m a n. Es lag ihr aber wenig an der schriftstellerischen Tätigkeit, vielmehr zeigte sie eine große Vorliebe für das M a l e n. Die Bilder, die sie im Geiste sah, versuchte sie in Zeichnungen wiederzugeben, „sie nur mit der Feder zu schildern, war mir zu wenig, zu trocken“[3]. Eine Fülle von Bildern stürmte auf sie ein, überwältigte und bedrängte sie fast geradezu. Die Bilder verfolgten sie von der frühesten Kindheit an sogar im Schlaf, und zwar waren diese Traumbilder am ausführlichsten, deutlichsten und sonderbarsten

---

[1] von Krane, Freiin, Anna: a. a. O. S. 101.
[2] von Krane, Freiin, Anna: a. a. O. S. 35.
[3] von Krane, Freiin, Anna: a. a. O. S. 242.

in der Zeit zwischen ihrem 6. und 10. Lebensjahr. Diese Nachtgesichte verloren sich später, dafür tauchten, wenn sie im Dunkeln zu Bett lag, ganz deutliche und greifbare Bilder vor ihr auf. Diese hielt sie dann in Gestalt von schwarzen Schattenrissen fest. Da ihre Umgebung kein Verständnis für ihr zeichnerisches Talent hatte, fand sie keine Gelegenheit, es weiter durch Unterricht und planmäßige Schulung zu entwickeln. Sie wandte sich jetzt dem Schriftstellern wieder zu. Sie mußte nun mit aller Gewalt den Hang zum Zeichnen unterdrücken. Es war ein harter Kampf, all die aufsteigenden lockenden Bilder in Worten wiederzugeben. Die 65jährige Schriftstellerin bekennt: „Noch jetzt sehe ich die Einzelszenen meiner Geschichten immer als fertige Bilder vor mir, die sich gut in einen Rahmen fassen ließen[1].“ Während die Nachtgesichte ihr die Bilder für die zeichnerische Darstellung boten, schöpfte sie in ihren Schilderungen aus den Tagträumen, die sie stets beschäftigten. „Immer schuf ich mir mit bewußtem Willen eine Welt, die mich von der grauen Wirklichkeit erlöste und mir eine Heimat wurde[2]. Von einem weiteren Entwicklungsverlauf ihres Interesses für die Dichtung hören wir vorläufig nichts. Wir haben es hier nicht mit einer fortlaufenden Selbstbiographie zu tun. Die Verfasserin nennt ihr Buch ein „Skizzenbuch ihres Lebens“. Sie weist selbst in der Einleitung darauf hin, daß der Inhalt regellos angeordnet ist. „Es ist eben eine Reihe der verschiedensten Bilder, die nur eins gemeinsam haben, nämlich die Darstellungsweise der zeichnenden Hand[3].“ Sie nennt ihre Ausführungen einen Blumenkorb, in dem sie „etwas von den blühenden Ranken aufnahm, die ihr Leben umspannen und ihm Duft und Farbe verliehen“[4]. Ein anderer Grund, warum sie so lange über die Entwicklung ihres schriftstellerischen Interesses schweigt, ist vielleicht der, daß sie sich in dieser Zeit zeichnerisch betätigte. Erst im Frauenalter überwand das Interesse für die Dichtung die Vorliebe zum Zeichnen. In dieser Zeit trat auch der Ernst des Lebens so sehr an sie heran, daß vor ihm alles dichterische Schaffen weichen mußte. In ihrem 42. Lebensjahr hören wir von einer Begebenheit, die befruchtend auf ihre literarische Entwicklung einwirkte. Es war die Bekanntschaft mit Detlev von Liliencron. Sie beteiligte sich an einer Sammlung, die dem Dichter aus seinen Geldnöten helfen sollte und kam dadurch mit ihm in einen Briefwechsel, der zum Austausch mancher Gedanken führte. Dieser veranlaßte dann, daß Freiin von Krane den Dichter in Altona besuchte. Während ihres Aufenthaltes sprach er viel mit ihr über die Kunst des Dichtens, über den Wohllaut der

[1] von Krane, Freiin, Anna: a. a. O. S. 243.
[2] von Krane, Freiin, Anna: a. a. O. S. 243.
[3] von Krane, Freiin, Anna: a. a. O. S. 7.
[4] von Krane, Freiin, Anna: a. a. O. S. 7.

Sprache, über den Versbau. Als Muster einer guten Satzbildung im Gedicht führte er ihr Goethe vor.

Leitmotiv der Kunst Anna von Kranes ist die Darstellung des Erlösungsgedankens, die Vertiefung der Christusidee. Das religiöse Erlebnis vermittelt der Dichterin die Motive ihres Schaffens. Einer ihrer ersten bedeutendsten Christusromane erschien 1908: „Magna peccatrix", der den Lebensweg der Büßerin Maria Magdalena darstellt. Ihre Legendensammlung „Vom Menschensohn" gibt Einzelszenen aus dem Leben Jesu. Höhepunkt in ihrem dichterischen Schaffen bildet wohl der Roman „Das Schweigen Christi" (1925), der in einzelnen Bildern Wucht und Kraft der Darstellung, Schönheit und Bildhaftigkeit der Sprache verrät.

Die Beispiele für Unstetigkeiten im Werdegang von Interessen stehen in ihrer Zahl ganz bedeutend zurück hinter denen, die eine stetige Entwicklung darstellten. In den Autobiographien, die Entwicklungstypen von Interessen boten, rückte gewöhnlich ein Hauptinteresse in den Mittelpunkt und wurde in den einzelnen Entwicklungstypen geschildert.

## § 3. Charakterisierung der verschiedenen Interessenverhältnisse.

Die bisherigen Ausführungen haben erwiesen, wie mannigfaltig das Interessengewebe der einzelnen Menschen in seinem Aufbau ist.

Die Mehrzahl unserer Autobiographien ließ ein Hauptinteresse in seinem stetigen Entwicklungsgang erkennen. Dieses spezielle Interesse gab dem Leben des einzelnen Menschen bestimmende Wesensrichtung. Aus den Briefen und Tagebuchblättern Paula Modersohn-Beckers schält sich als Dominante ihres Wesens das Interesse für die Malerei heraus. Monika Hunnius stellt in ihrer Autobiographie die Entwicklung ihres musikalischen Interesses dar. Die Selbstdarstellungen von Isolde Kurz und Marie von Ebner-Eschenbach lassen die Entwicklung des Interesses für die Dichtung verfolgen. Im Mittelpunkt der Erinnerungen Helene Langes steht ihr Werden zur Frauenführerin, wie sie für die Bildungsfragen des weiblichen Geschlechtes kämpft. Hedwig Heyl ist, wie ihre Autobiographie bekundet, jene Frauenpersönlichkeit, die sich in langer Lebensarbeit für die soziale und hauswirtschaftliche Ausbildung der Frauen einsetzte. Briefe und Tagebücher Henriette Schrader-Breymanns lassen das Interesse für Erziehungsfragen als die Leitlinie ihres Lebens erkennen.

Die Autobiographien geben auch Beweise dafür, daß in einer Persönlichkeit sich die verschiedensten Interessen nebeneinander entwickeln können. Käthe Schirmacher vereinigte

in sich ein stark wissenschaftliches und politisches Interesse. Malwida von Meysenbug begeisterte sich für politische und soziale Fortschritte und empfand ein gleiches Interesse für Poesie und Kunst. Caroline von Humboldt kann man eine künstlerisch und politisch interessierte Persönlichkeit nennen. Rahel Varnhagen von Ense war eine der vielseitig interessiertesten Frauengestalten; denn sie bildete den Mittelpunkt eines philosophischen, literarischen und künstlerischen Kreises.

Die Entwicklungslinien verschiedener Interessen können sich auch gelegentlich kreuzen. Im Lebensgang Gabriele Reuters lag der Anfangspunkt des Interesses für die Dichtung wie für die Bühne im 6. Lebensjahr. Bis zum 12. Jahr entwickelten sich beide Interessen nebeneinander her. Gelegentlich griffen sie auch ineinander über, indem die Lektüre den Stoff für die Theaterspiele lieferte. Vom 13. Jahr an trat das Interesse für die Dichtung stark in den Vordergrund. Zwar brach das Interesse für die Bühne noch gelegentlich durch. Eine letzte Verbindung beider Interessensphären fand statt, als sie das Märchenspiel „Das böse Prinzeßchen" schuf. Ungefähr in ihrem 30. Lebensjahr wurde das Interesse für die Frauenbewegung in ihr lebendig, das der literarischen Tätigkeit Inhalt und Ziel gab. Das Interesse für die Dichtung hat alle anderen, von denen es auf seinem Entwicklungsgang berührt wurde, in sich aufgenommen. Freiin von Krane stellt in ihrer autobiographischen Darstellung „Aus dem Skizzenbuch meines Lebens" in erster Linie die Entwicklung ihres Interesses für die Dichtung dar. Das Interesse für religiöse Fragen und Probleme bestimmt den Inhalt ihrer schriftstellerischen Tätigkeit: „Von ihm (Christus) will ich reden, ihn will ich schildern, er soll wie eine Sonne auf meine armen Gebilde scheinen und sie mit seinem Geist beleben, daß alle, die meine Schriften lesen, sich zu ihm hingezogen fühlen und an die Quelle gehen, wo die Wasser des ewigen Lebens sprudeln[1]."

Ein Interesse löst auch oft das andere ab. Im Werdegang der Franziska Tiburtius trat an die Stelle des Interesses für Erziehungsfragen das für den ärztlichen Beruf. Caroline Herschel war zuerst Sängerin, wandte dann ihr Interesse der astronomischen Wissenschaft zu. An Stelle des schriftstellerischen Interesses Frieda Duensings trat das soziale. — Die scharfen Umbiegungen in der Entwicklungslinie eines Interesses, wie sie die drei letzten Beispiele darstellten, werden einmal durch äußere Einwirkungen hervorgerufen. Unter dem Einfluß des Bruders wandte sich Franziska Tiburtius vom Erzieherinnenberuf zum medizinischen Studium, Caroline Herschel gab ihre Laufbahn als Sängerin auf und widmete sich astronomischen Forschungen. Aber auch

[1] von Krane, Freiin, Anna: a. a. O. S. 246.

innere Bedingungen können einen Interessenumschwung hervorrufen. Frieda Duensing nahm die soziale Arbeit auf sich, da ihr die Gabe dichterischer Produktivität versagt war.

Ein Interessenverhältnis läßt sich auch erkennen bei der Interessenrichtung, die sich nicht auf ein Objekt um seiner selbst willen bezieht, sondern um irgendwelcher Nebenrücksichten, die mit ihm verknüpft sind, also beim indirekten oder mittelbaren Interesse. — Folgende Beispiele werden das Wesen des indirekten Interesses erläutern. Das Interesse an der Natur war in den meisten Fällen, wo es festzustellen war, indirekt. Man fühlte sich von der Natur gefesselt, weil sie im Innern gewisse Stimmungen wachzurufen vermag, weil sie oft Trösterin ist. Das kommt zum Ausdruck in den Worten, die Frieda Duensing in ihr Tagebuch schrieb: „Wie still und heimlich war es in dem großen Raum (der Natur), wie sicher und geborgen fühlte ich mich. Aller Kummer, alle Pein der streitenden Gedanken war vergessen, mein Heimweh war gestillt[1].“ Gerade die dahinsegelnden Wolken sind das ewige Sinnbild aller Sehnsucht, alles Suchens und Verlangens. „Wenn man an heißen Sommertagen dort saß unter all dem Blühen, dann sank die Arbeit in den Schoß und man starrte hinauf ins Himmelblau, an dem die leichten weißgeballten Wolken segelten, starrte hinauf zu dem hohen Wipfel der grünen Tanne, wo die braunen Zapfen leise schwankten — bis auch die Träume zerrannen und die Seele alles Sehnen vergaß, eins wurde mit der Natur und allem Geschaffenen, selig in Lüften schwebte und schwankte, der Erdenschwere entrückt, sich dem Gotte alles Werdens und Seins vermählte[2].“

Charlotte Bühler bezeichnet das Naturerlebnis als wichtige Erscheinung in der Adoleszenz. „. . . ein bewußtes Erleben der Natur als Glück und Schönheit, das bleibt dem Jugendlichen vorbehalten, es wird eins der Grunderlebnisse der Adoleszenz[3].“ Das Interesse des Jugendlichen für die Natur erklärt sich daraus, daß sie ihm Symbol der Resignation, des Weltschmerzes wird, er sucht in ihr Rast von allen Kämpfen. In die fern dahinziehende Gebirgskette, in das Rauschen des Meeres legt er sein Sehnen hinein: „Es gibt Dinge in der Natur, deren Anblick beinahe auf uns wirkt wie ein großes Ereignis — die uns befreien von der Last der persönlichen Existenz, indem sie uns dem Unendlichen, dem universellen Dasein vereinen. So ist das Meer[4].“

Daß besonders in der Reifezeit sich im Jugendlichen mannigfache indirekte Interessen bilden, erklärt sich aus der stärkeren

---

[1] Duensing, Frieda: a. a. O. S. 37.
[2] Reuter, Gabriele: a. a. O. S. 281.
[3] Bühler, Charlotte: Das Seelenleben des Jugendlichen. 5. Auflage. Jena 1929, S. 27.
[4] von Meysenbug, Malwida: a. a. O. S. 280.

Konzentration auf das Ich, die gerade während dieser Zeit bei einem großen Teil der Jugendlichen vorherrscht. Objekte haben für sie in erster Linie Bedeutung, wenn sie für das eigene Ich einen Wert haben. Der Jugendliche interessiert sich deshalb am meisten für die Lektüre, in der er das Leben findet, das er ersehnt, von dem er träumt. „Lebensersatz oder Lebensversprechung ist ihm, dem Sehnsüchtigen und neugierig Gespannten, das Buch[1]." Lily Braun erzählt aus ihrem 16. Jahr, daß sie stets ein kleines Heft bei sich trug, um Stellen aus Goethes Werken einzutragen. Sie bevorzugte solche, die das Recht auf Persönlichkeit und den Wert der Freude betonten. Hier fand sie Gedanken, nach deren Verwirklichung sie auch strebte. Der Jugendliche genießt nicht so sehr das Kunstwerk als solches, sondern sucht in den Büchern Stimmungsverwandtschaft. Das in ihnen dargestellte Leben sucht er dem eigenen reifenden einzuverleiben.

Ein Objekt kann das Interesse auch erregen wegen der Persönlichkeit, die es schuf oder sonst irgendwie mit ihm verknüpft ist. Hier bricht wiederum jener typische Zug der weiblichen Psyche, die starke Verbundenheit mit allem Persönlichen, durch[2]. Erst das Interesse für die Persönlichkeit Goethes führte Gabriele Reuter zum Verständnis seines Werkes: „Ich kam durch die Persönlichkeit zu seinem Werk[3]." Bei mehreren Frauen war das religiöse Interesse mit der Persönlichkeit des Religionslehrers verknüpft. Von Lily Braun wissen wir, daß der Eindruck, den der Augsburger Pfarrer Julius Haberland auf sie ausübte, sie bewegte, zu ihm in den Religionsunterricht zu gehen. Die dreizehnjährige Marie zu Erbach-Schönberg schrieb aus Verehrung für ihren Religionslehrer Stellen aus seinen Predigten in ihr Tagebuch. Als charakteristisches Beispiel, wie stark persönlich das wissenschaftlich-künstlerische Interesse einer Frau gebunden sein kann, mag Caroline Herschel gelten. Die Interessenrichtungen ihres Bruders bestimmten auch ihren Entwicklungsgang. Durch die gemeinsame Arbeit fand sie die tiefsten Beziehungen zu ihm und seinen Ideen, die auch für sie eine Wertsphäre bedeuteten. Seine Anerkennung war für sie viel wertvoller als das Lob von astronomischen Gelehrten. Durch ihn gewann erst ihr Leben Sinn. Mit Kerschensteiner zu sprechen haben wir hier eine „Interessenübertragung"[4]. Er sagt: „Charakteristisch ist die Übernahme von Interessen, die geliebte Personen hegen, seitens jener, die diesen Personen in Liebe zugetan sind[5]." Er betont ausdrücklich, daß solche übertragene Interessen zunächst nur vorüber-

[1] Bühler, Charlotte: a. a. O. S. 203.
[2] Vergleiche S. 43 dieser Arbeit.
[3] Reuter, Gabriele: a. a. O. S. 212.
[4] Kerschensteiner, Georg: Theorie der Bildung. Berlin 1926, S. 284.
[5] Kerschensteiner, Georg: a. a. O. S. 286.

gehende Aktivität entfalten, daß sie aber auch „schlummernde Veranlagungen und Neigungen wecken können“[1]. Um die letzte Tatsache handelt es sich in unserm Falle; denn die Leistungen Caroline Herschels auf musikalischem wie astronomischem Gebiet wären auch unmöglich gewesen, wenn ihr die Begabung dafür gefehlt hätte. Sie war sich jedoch ihres eigenen Wertes eben nur durch den Bruder bewußt geworden.

Auch das Interesse für Menschen kann indirekt sein, insofern man sich nicht für die Persönlichkeit als solche, für ihre Angelegenheiten interessiert, sondern nur wegen der Vorteile, Annehmlichkeiten, die sie einem bietet. Der Jugendliche sucht oft darum den anderen Menschen, damit das ratlose aufgewühlte Ich bei ihm Hilfe finden kann. Diese Seelenhaltung klingt in den Worten der sechzehnjährigen Lily Braun an: „Ich sehnte mich nach Menschen, um mich ihnen mitzuteilen, nach jungen vor allen Dingen, bei denen weder Spott noch die Weisheit des Alters mich hätte zurückstoßen können. ‚Ich suche Menschen, wie Diogenes‘, schrieb ich an meine Cousine, mit der ich aus demselben inneren Bedürfnis heraus lebhaft korrespondierte[2].“ Die jugendliche Lily Braun sucht deshalb Menschen, um sich bei ihnen aussprechen zu können über quälende Probleme, über inneren Zwiespalt. Warum sie ein so lebhaftes Interesse für ihre Cousine Mathilde zeigt, legen ganz offenkundig folgende Worte dar: „Ich hatte kein anderes Interesse für sie als das, daß sie mich aufnahm. Abends in der Dämmerung oder in den Zeiten, wo ich zu Bett lag, halb verhüllt von den weißen Vorhängen, während das rote Licht der Ampel über mir strahlte, mußte sie bei mir sitzen. Dann erzählte ich von meiner Liebe, meiner Sehnsucht. Was ich im Traum erlebte, gestaltete sich vor ihr wie Wirklichkeit. Sie glaubte mir alles, sie weinte und seufzte mit mir, und je mehr sie es tat, desto mehr verwischte sich vor mir selbst Phantasie und Leben, desto mehr verirrte ich mich in den Irrgängen meiner Einbildungen[3].“ Das Interesse für die Cousine beruhte nur, nach einer Wortprägung Charlotte Bühlers, auf der „seelischen Ergänzungsbedürftigkeit“[4], auf der „Sehnsucht nach einem Wesen, das hilft und versteht, das es gut meint und Liebe gibt, Ruhe in der Erscheinungen Flucht und das neuerworbene Ich in seiner Selbständigkeit bestehen läßt[5].“

Ergänzend werde ich im folgenden einige Beispiele anführen, wo das Interesse sich direkt äußert. Es richtet sich hier auf

---

[1] Kerschensteiner, Georg: a. a. O. S. 286.
[2] Braun, Lily: a. a. O. S. 244.
[3] Braun, Lily: a. a. O. S. 117—118.
[4] Bühler, Charlotte: Das Seelenleben des Jugendlichen. 5. Auflage. Jena 1929. S. 19.
[5] Bühler, Charlotte: a. a. O. S. 72.

ein Objekt um seiner selbst willen, wegen des in ihm verwirklichten Wertes, stützt sich also auf ein unmittelbares Werterlebnis. — Die Autobiographie von Hedwig Heyl legte beredtes Zeugnis von ihrem starken sozialen Interesse ab. Nicht Ruhm und Ehre suchte sie durch ihre soziale Tätigkeit zu erlangen. Von innen her wurde ihr Interesse auf dieses Gebiet gelenkt. Aus den Ausführungen in einem früheren Kapitel über die Entwicklung dieser ihrer Interessenrichtung geht deutlich hervor, wie das soziale Mitempfinden die Dominante ihres Seins war. — Politisches Interesse, das durch die Sache selbst getragen wurde, zeigte sich in Käthe Schirmacher, Minna Cauer, Malwida von Meysenbug. Letztere ging unbeirrt, trotz der größten äußeren Schwierigkeiten und Verfolgungen, auf dem einmal gewählten politischen Weg weiter. Sie konnte für ihre politischen Ideen ein Exil in England ertragen. — Die Griechengestalten im Louvre erfüllten mit höchster Begeisterung eine kunstliebende Natur wie Frieda Duensing. Sie gewährte ihr Bereicherung der eigenen Erlebnisfähigkeit, Ausweitung ihres reichen Gefühlslebens. — Helene Lange und Pauline Herber verfolgten zielsicher die Verwirklichung einer bestimmten Idee. Die Bildung des weiblichen Geschlechtes zu heben, ihm tüchtige Führerinnen zu geben, der Frau einen Lebensraum zu erkämpfen, wo sie ihre Persönlichkeit entfalten kann, das stellten sie sich zur Aufgabe, deren Lösung sie ein Leben treuer Arbeit weihten, obgleich sie zur Erreichung ihres Zieles nicht auf ebenen und glatten Pfaden wandeln konnten, sondern auf steilen Wegen mit vielen Schwierigkeiten. — Franziska Tiburtius, Käthe Schirmacher, Helene Lange, Pauline Herber, Amalia von Gallitzin und Frieda Duensing erlebten den Wert und Reichtum wissenschaftlicher Erkenntnisse und waren deshalb von einem unermüdlichen Streben erfüllt, in die Wissenschaften einzudringen.

# Schlußwort.

Indem vorliegende Untersuchung die Mannigfaltigkeit der Interessen und ihre Entwicklungstatsachen beschreibt und erklärt, gibt sie der psychologischen Forschung Gesichtspunkte für die weitere Beobachtung. An einer Reihe von Frauen, deren Selbstdarstellungen wir benutzten, entdeckten wir die verschiedensten Möglichkeiten in der Interessenentwicklung. Ein reiches Arbeitsfeld ist nach dieser Richtung hin dem Psychologen noch gegeben. Weitere Forschungen würden wahrscheinlich noch andere Eigenarten im Interessengewebe entdecken.

Das Interesse ist Ausdruck der inneren Struktur, der Seelenhaltung eines Menschen, seiner dominierenden Wesenszüge. Durch eine Untersuchung über das Phänomen „Interesse" überschaut man so einen weiten Kreis der seelischen Entwicklung, erkennt man tiefe Wesenszusammenhänge im Seelenleben.

Neben allgemein psychologischen Tatsachen wurden in dieser Arbeit auch spezielle Gesichtspunkte der Mädchen- und Frauenpsychologie erhellt. Da nur Selbstdarstellungen von Frauen herangezogen wurden, konnte ein Einblick in manche weiblichen Eigentümlichkeiten gewährt werden. Die Autobiographien gaben uns Beweise, wie auf den einzelnen Kulturgebieten und im Bereich der Familie Frauen eine reiche Wirksamkeit entfalteten, wie sie das Ziel erstrebten, „den Kultureinfluß der Frau zu voller innerer Entfaltung und freier sozialer Wirksamkeit zu bringen"[1].

Auch der pädagogischen Praxis, die sich bemüht, die seelischen Eigenarten des einzelnen Zöglings zu berücksichtigen, kommt eine Untersuchung zur Klärung des Problems Interesse entgegen. Der Lehrer muß sich darüber klar sein, welchen Einblick er in das Seelenleben seiner Schüler durch Beobachtung ihrer Interessen gewinnt. Es ist seine Aufgabe, Interessen im Unterricht zu wecken und zu pflegen. Von ihrer Berücksichtigung hängt der Erfolg des Unterrichtes zum größten Teil ab. Starke Interessen als herrschende Faktoren im Seelenleben sind auch Grundlagen zur Gesinnungsbildung. Beobachtung der Interessen des Schülers ist ebenfalls notwendig für die Berufserziehung. Der Jugendliche soll, wo es eben möglich ist, dem Beruf zugeführt werden, wo er

[1] Lange, Helene: Die Frauenbewegung in ihren gegenwärtigen Problemen. Seite 18.

die ihm eigentümlichen Kräfte und Interessen kann auswirken lassen.

In der vorliegenden Arbeit lernt der Erzieher die verschiedensten Individualitäten kennen, kann einen Einblick tun in das Linienspiel der seelischen Struktur. Er kann sich eine Übersicht verschaffen über individuelle Sonderformen des Interesses, über seine Entstehungsweisen. Er erkennt, wie schon das Kindesalter Ansätze zu den mannigfachsten Interessen zeigt.

Darin sieht diese Untersuchung ihren Hauptzweck, dem Psychologen und Erzieher die verschiedenartigsten Tatsächlichkeiten im Entwicklungsprozeß des Interesses, dieses so wichtigen seelischen Phänomens, gezeigt zu haben.

# Literaturverzeichnis.

## I. Quellenmaterial.

### A.


v. Bismarck, Hedwig: Erinnerungen aus dem Leben einer Fünfundneunzigjährigen. Halle 1910.

v. Bismarck, Johanna: Ein Lebensbild in Briefen, hsgb. von Ed. Heyck. 2. Auflage. Berlin-Stuttgart 1915.

Braun, Lily: Memoiren einer Sozialistin. München 1909.

— — Memoiren einer Sozialistin. Kampfjahre. München 1911.

Braun-Artaria, Rosalie: Von berühmten Zeitgenossen. Lebenserinnerungen einer Siebzigerin. München 1920.

v. Bülow, Gabriele: Ein Lebensbild, hsgb. von Anna v. Sydow. 17. Auflage. Berlin 1917.

Cauer, Minna: Leben und Werk. Dargestellt an Hand ihrer Tagebücher und nachgelassenen Schriften von Else Lüders. Gotha-Stuttgart 1925.

Cecilie, Kronprinzessin: Erinnerungen. Leipzig 1930.

Duensing, Frieda: Ein Buch der Erinnerung. 2. Aufl. Berlin 1923.

v. Ebner-Eschenbach, Marie: Meine Kinderjahre. 2. Auflage. Berlin 1907.

v. Erbach-Schönberg, Marie: Entscheidende Jahre. Aus meiner Kindheit und Mädchenzeit. Braunschweig 1921.

— — Erklungenes und Verklungenes. Darmstadt 1923.

v. Ebart, Paul: Luise, Herzogin von Sachsen Coburg-Saalfeld. Ein Lebensbild in Briefen derselben. Minden 1903.

v. Heldburg, Helene: Fünfzig Jahre Glück und Leid. Ein Leben in Briefen aus den Jahren 1873—1923. Leipzig 1926.

Herber, Pauline: Ein Lebensbild, hsgb. von Elisabeth Mleinek. Paderborn 1922.

Herschel, Caroline: Memoiren und Briefwechsel. Berlin 1877.

Heyl, Hedwig: Aus meinem Leben, in „Weibliches Schaffen und Wirken". 2. Bd. Berlin 1925.

Hunnius, Monika: Mein Weg zur Kunst. Heilbronn 1925.

v. Krane, Freiin Anna: Aus dem Skizzenbuch meines Lebens. Bocholt 1918.

Kurz, Isolde: Aus meinem Jugendland. Berlin 1918.

Lange, Helene: Lebenserinnerungen. Berlin 1928.

Landsberg, Hans: Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Zeit. Weimar 1913.

Liesching, S. G.: Mitteilungen aus dem Tagebuch und Briefwechsel der Fürstin Amalia von Gallitzin. Stuttgart 1868.

Lyschinska, Mary: Henriette Schrader-Breymann. Ihr Leben aus Briefen und Tagebüchern zusammengestellt und erläutert. 2. Aufl. Berlin-Leipzig 1927.

v. Meysenbug, Malwida: Memoiren einer Idealistin. 3 Bände. Berlin-Leipzig 1907.

v. Meysenbug, Malwida: Der Lebensabend einer Idealistin. Berlin-Leipzig 1910.
Modersohn-Becker, Paula: Briefe und Tagebuchblätter. München 1922.
Parthey, Lily: Tagebücher aus der Berliner Biedermeierzeit, hsgb. von Bernhard Lepsius. Berlin-Leipzig 1926.
Pichler, Caroline: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. 2 Bde. München 1914.
Reuter, Gabriele: Vom Kinde zum Menschen. Die Geschichte meiner Jugend. Berlin 1921.
Zu Salm-Salm, Prinzessin Felix: Zehn Jahre aus meinem Leben. 2. Auflage. 1875.
Schirmacher, Käthe: Flammen. Erinnerungen aus meinem Leben. Leipzig 1921.
Schlüter, Chr.: Briefwechsel und Tagebücher der Fürstin Amalia von Gallitzin. 3 Bände. Münster 1874—76.
Schumann, Eugenie: Erinnerungen. Stuttgart 1927.
Schwerin, Gräfin Sophie: Vor hundert Jahren. Berlin 1909.
v. Stach, Ilse: Selbstporträt, in „Schönere Zukunft", Nr. 12, 13, 14. Jahrg. 1929/30.
Sturm, Adelheid: Lebenserinnerungen einer Professorenfrau. Breslau 1912.
v. Suttner, Bertha: Memoiren. Stuttgart-Leipzig 1909.
Tiburtius, Franziska: Erinnerungen einer Achtzigjährigen, in „Weibliches Schaffen und Wirken", 1. Bd. 2. Aufl. Berlin 1925.
Uhde-Bernays, Hermann: Henriette Feuerbach. Ihr Leben in ihren Briefen. München 1920.
Varnhagen von Ense, Karl-August: Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. 3 Bände. Berlin 1834.
Wolff, Marianne: Leben und Briefe, hsgb. von Felix Wolff. Hamburg 1924.

B.

Allgemeine Deutsche Biographie. (A. D. B.) Leipzig 1875—1910.
Bettelheim, Anton: Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog. Berlin 1897—1931.
Degener, H. A. Ludwig: Wer ist's? 9. Ausgabe. Berlin 1928.
Falkenberg, Elis.: Rahel Varnhagen in ihren Briefen. Diss. Greifswald 1922.
v. Hopffgarten, Elise: Hedwig Heyl. Ein Gedenkblatt zu ihrem 70. Geburtstag. Berlin 1920.
Kosch, Wilhelm: Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisches und bibliographisches Handbuch. 2 Bände. Halle 1927—30.
Krüger, Hermann: Deutsches Literatur-Lexikon. München 1914.
Schleicher, Berta: Malwida von Meysenbug. Ein Lebensbild zum 100. Geburtstag der Idealistin. Berlin 1916.
v. Sell, Sophie, Charlotte: Fürst Bismarcks Frau. Berlin 1914.

**II. Psychologische und sonstige wissenschaftliche Literatur.**

Bäumer, Gertrud: Die Frau und das geistige Leben, in „Die Kulturaufgaben der Frau". 5. Band. Leipzig 1911.
— — Die seelische Krisis. 2. Auflage. Berlin 1924.
— — Sinn und Formen geistiger Führung. Berlin 1930.
— — Studien über Frauen. 4. Auflage. Berlin 1928.

Bohne, G.: Die religiöse Entwicklung der Jugend in der Reifezeit auf Grund autobiographischer Zeugnisse. Diss. Leipzig 1922.
Bühler, Charlotte: Kunst und Jugend. Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft. XX. Jahrg. 1926.
— — Kindheit und Jugend. Leipzig 1928.
— — Das Seelenleben des Jugendlichen. 5. Aufl. Jena 1929.
Claparède, Eduard: Kinderpsychologie und experimentelle Pädagogik. Übersetzt von Franz Hoffmann. Leipzig 1911.
Croner, Else: Die Psyche der weiblichen Jugend. Manns „Pädagogisches Magazin". Langensalza 1928.
Dürr, Ernst: Die Lehre von der Aufmerksamkeit. 2. Aufl. Leipzig 1914.
Ebbinghaus, Hermann: Psychologie, in „Systematische Philosophie". 3. Aufl. Berlin-Leipzig 1921.
Eggersdorfer, Frz.: Jugendbildung. 2. Aufl. München 1929.
Eisler, Rudolf: Wörterbuch der philosophischen Begriffe. 3 Bde. 3. Auflage. Berlin 1910.
Engel, Eduard: Verdeutschungsbuch. 5. Auflage. Leipzig 1929.
Gaupp, Robert: Psychologie des Kindes. 5. Auflage. Leipzig-Berlin 1925.
Glagau, Hans: Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle. Marburg 1903.
Grimm, Jakob und Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. Bd. 4, 2. Leipzig 1877.
Grunwald, Georg: Pädagogische Psychologie. Berlin 1921.
Heyne, Moritz: Deutsches Wörterbuch. 3 Bde. Leipzig 1889—93.
Jodl, Friedrich: Lehrbuch der Psychologie. 2 Bde. 5. u. 6. Aufl. Stuttgart-Berlin 1924.
Kerschensteiner, Georg: Theorie der Bildung. Leipzig-Berlin 1926.
Kesselring, Michael: Untersuchungen über Ideale im höheren Jugendalter. Zeitschr. f. päd. Psychologie. Jahrg. 1919.
Klaiber, Theodor: Die deutsche Selbstbiographie. Stuttgart 1921.
Kleßmann, Ernst: Über religiöse Krisen in der Jugendzeit auf Grund autobiographischer Zeugnisse. Diss. Münster 1926.
Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 10. Auflage. Berlin-Leipzig 1924.
Lechner, M.: Interesse, Artikel im Lexikon der Pädagogik der Gegenwart, hsgb. v. Dtsch. Inst. f. wiss. Päd. Münster i. W. 1. Band. Freiburg 1930.
Lexer, Matthias: Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. 1. Band. Leipzig 1872.
Luchtenberg: Interesse, Artikel im Pädagogischen Lexikon, hsgb. von Hermann Schwartz, 2. Band. Bielefeld-Leipzig 1929.
Lunk, Georg: Das Interesse. 2 Bde. Leipzig 1926/27, in „Pädagogium", Band 12.
— — Der Interessebegriff in geisteswissenschaftlicher Beleuchtung. Zeitschr. für pädagogische Psychologie. Jahrg. 1931, Heft 4.
Meumann, Ernst: Vorlesungen zur Einführung in die experimentelle Pädagogik. 3 Bände, 2. Auflage. Leipzig 1911, 1913, 1922.
Misch, Georg: Geschichte der Autobiographie. 1. Band. Leipzig-Berlin 1907.
Müller, Kurt: Eine Umfrage über das Interesse der Schüler an den Unterrichtsfächern der Gewerbeschule. Die deutsche Berufsschule, Jahrg. 36, 1927/28.
Müller, Maria: Frauen im Dienste Fröbels. Forschungen zur Geschichte der Philosophie und der Pädagogik. Bd. 2, Heft 3. Leipzig 1928.

Muret, Ed.: Enzyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. 1. Teil Englisch-Deutsch. Berlin 1891.
Moser, Lea: Zur Psychologie der studierenden Frau. Diss. Bern 1922.
Nagy, Ladislaus: Psychologie des kindlichen Interesses. Autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von K. G. Szidon. Päd. Monogr. 9. Bd. Leipzig 1912.
Ostermann, W.: Das Interesse. 3. Auflage. Leipzig 1912.
Paul, Hermann: Deutsches Wörterbuch. 3. Auflage. Halle 1921.
Quast, Walter: Die literarischen Neigungen im Kindes- und Jugendalter. Zeitschr. f. angew. Psych. Band 21, Jahrgang 1923.
Reymert, M. L.: Zur Frage nach den Idealen des Kindes. Zeitschr. f. päd. Psychol. Jahrgang 1916.
Ries, Hildegard: Geschichte des Gedankens der Frauenhochschulbildung in Deutschland. Diss. Münster 1927.
Rohwedder, Hans: Ein Blick in den Interessenkreis der Jugendlichen. Die deutsche Berufschule. Jahrgang 37, 1928/29.
Sachs-Villatte: Enzyklopädisches Wörterbuch der französichen und deutschen Sprache. 1. Teil Französisch-Deutsch. Berlin 1908 (Hand- und Schulausgabe).
Spranger, Eduard: Lebensformen. Halle 1927.
— — Psychologie des Jugendalters. 12. Auflage. Leipzig 1929.
Stern, William: Über Beliebtheit und Unbeliebtheit der Schulfächer. Zeitschr. f. päd. Psych. Jahrgang 1905.
v. Tiling, Mgd.: Psyche und Erziehung der weiblichen Jugend. Manns „Pädagog. Magazin", 6. Auflage. Langensalza 1928.
Walsemann, August: Das Interesse. 3. Auflage. Habelschwerdt 1920.
Weigand Fr. L. K. und Hirt, Hermann: Deutsches Wörterbuch. 2 Bände. 5. Auflage. Gießen 1909/10.
Ziegler, Theobald: Das Gefühl. 5. Auflage. Berlin-Leipzig 1912.

## Lebenslauf.

Ich, Elisabeth Fischell, katholischer Konfession, wurde am 6. Dezember 1904 zu Gelsenkirchen geboren. Ich besuchte die Volksschule meiner Heimatstadt, die Präparandinnenschule zu Bochum und Xanten und drei Jahre das staatliche Lehrerinnenseminar zu Xanten. Dort legte ich Ostern 1925 die Lehrerinnenprüfung ab. Ostern 1927 bestand ich am Realgymnasium zu Münster i. W. die verkürzte Reifeprüfung. Vom Sommersemester 1927 an widmete ich mich auf der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster pädagogischen, philosophischen, germanistischen und anglistischen Studien. Die mündliche Doktorprüfung bestand ich am 25. Juni 1931.

Allen meinen Hochschullehrern spreche ich für die von ihnen empfangenen Anregungen meinen Dank aus. Besonders danke ich Herrn Prof. Dr. Kabitz für die reiche Förderung in meinen Studien und für die mannigfachen Ratschläge bei Abfassung dieser Arbeit.